Kriegstagebuch.

Kriegstagebuch

eines

deutschen Reservemannes.

Von Weißenburg bis Sedan.

„Weg Links und Rechts und Süd und Nord!
Es liegt des Vaterlandes Hort
Gleich reich an allen Landesenden.
Gehst du mit frommem Herzen aus,
Du trägst dein Theil davon nach Haus
Und hilfst die Hebung mit vollenden."
E. M. Arndt.

Nürnberg
Verlag von Hermann Ballhorn
1875.

An Martha.

Zur Einführung.

Die freundliche Aufnahme, welche den Aufzeichnungen Eines, der Anno 70/71 auch mit dabei gewesen, in einem kunstsinnigen Freundeskreise geworden, hat weniger den Autor als den Verleger veranlaßt, mit dem Kriegstagebuch vor das größere Publikum zu treten.

Ersterer, der Verfasser, hat von jeher auf das goldne »Nonum prematur in annum« seines alten römischen Schulkameraden viel gehalten; war darum der Meinung, das Werkchen, welches er, tief eingeschneit in winterlicher Oede auf einem polnischen Schlößlein, nach Rath und Plan eines sinnigen Frauengemüthes begonnen, zur Vollendung und Veröffentlichung liegen zu lassen, etwa bis er selbst graue Haare bekommen und sich von seinem Geschreibsel noch allerlei unnützes Schlackenwerk abgestoßen hätte; und hoffte, daß so schließlich ein Körnlein reinen Metalles übrig bleiben könne, welches den Enkeln des Aufhebens werth schiene als Erinnerungsmal an eine große Zeit.

Letzterer, der Verleger, theilte die nachsichtige Meinung, welche sich im engern Kreise dem Kriegstagebuche gegenüber geltend gemacht und glaubte, das Büchlein könne grad jetzt noch — besonders alten Kriegskamera=

den — eine willkommene Gabe sein. Möge der Zeitpunkt der Veröffentlichung in Hinsicht auf des Einen Meinung nicht zu spät, für die des Andern nicht gar zu früh gewählt sein.

Wie das Kriegstagebuch jetzt vorliegt, besteht es aus lose aneinandergereihten Skizzen und Betrachtungen, wie sie der für Bethätigung und Anschauung gleich bescheidene Kreis, in welchem sich ein gemeiner Soldat selbst im stürmischen Trubel des Krieges bewegt, zu bieten vermag. Die schlichte, objective Form, welche die Nennung von Ortsnamen und Persönlichkeiten vermeiden hieß, mag Manchen zu blaß erscheinen; dem Verfasser gilt aber das Urtheil Derjenigen höher, welche der skizzenhaften Darstellung auch ihre Berechtigung zuerkannten und grade hie und da an dem unvermutheten, gelegentlichen Wiederbegegnen mit einem alten Freund, in dessen Zügen sie sich nach und nach zurechtgefunden, ihre Freude gehabt haben.

Derjenigen aber, deren Augen liebevoll auf den ersten Anfängen des Kriegstagebuches geruht, bleibt billig das Anrecht auf treue Mitarbeiterschaft durch die Zueignung gewahrt; so sei und bleibe das Ganze ihr Eigen!

Nürnberg, im Juni 1875.

Carl Heinrich.

I.

Auszug.

Sonntag, den 17. Juli 1870.

Also es wird Ernst; baarer, bitterer Ernst! Was wetterleuchtend erst an Horizontes Ferne gestanden, in der dumpfen Schwüle ungewisser Erwartung Alles niedergedrückt, jeden freien Athemzug gehemmt — endlich hat sich's über unserem Haupt zusammengeballt, fest stehen wir Aug in Auge der drohenden Gefahr: der Krieg ist sicher.

Und ein treues, deutsches Gemüth freut sich mit darüber. Nicht, als ob es leichtsinnig und unbekümmert in die Zukunft hineinschaut. Nein; die weiche Stimmung, welche den Reservemann allemal beschleicht, so oft er an die Lieben denkt, die er — auf Nimmerwiedersehen? — zurückläßt, da er sich auf den ersten Ruf beherzt und treu der Fahne stellt; diese weiche Stimmung, bei der er manchmal die Zähne fest zusammenbeißen muß, damit ihm keine Thräne ins Auge tritt, ist wol Bürge dafür, daß neben allem freudigen Muth auch der richtige Ernst nicht fehlt.

Tüchtige Waffen braucht, wer, zum Streit herausgefordert auf Leib und Leben, dem Feind entgegentritt; Alles setzt er ein für Alles, — darum braucht er tüchtige Waffen: ein tüchtiges Schwert, einen tüchtigen Schild.

Alldeutschland zieht vereint in den Kampf hinaus.

Die Wundermähr vom einigen deutschen Reich, die im Harfenklang der alten Heimatssagen als wehmüthiges Sehnen getönt, hatte, ein goldenes Traumbild, die deutsche Burschenschaft berauscht; das lockende Knabenspiel mit dem schwarzrothgoldenen Band ward herbe genug gebüßt. Das erwachende Volksbewußtsein erhob sich dann in heißer Nothwehr gegen den erstickenden Druck der Reaction, in wirrem, regellosem Sturm und Drang kämpfte es machtlos an gegen Bureaukratie und Soldatenherrschaft, um an eigener Halbheit und Haltlosigkeit zu unterliegen. Und jetzt, nach jahrelangem, zähem Ringen, nach heftigen Krisen, die den Gesammtkörper mehr als einmal bis ins innerste Mark erschüttert, sind wie durch Zauberschlag die starren Knospenhüllen geborsten über Nacht, die Wunderblume ist endlich gezeitigt.

Alldeutschland zieht heut vereint zum Kampf hinaus: Das ist des Reservemannes tüchtiger Schild.

Es geht gegen den Erbfeind.

Der Deutsche weiß, daß die alte Gegnerschaft mit dem unruhigen Westnachbarn einen tiefern Hintergrund hat, als bloßen eifersüchtigen Nationalstolz. Während jenseits des Rheines ein freigebiges Land, ein verschwenderisches Klima dem Bewohner Güter und Reichthum ohne Zahl zugeführt, der Sinn des Volkes, verflacht und übermüthig geworden durch raffinirten Luxus, in eitler Selbstgefälligkeit sich zum Herrn und Lenker der Welt berufen fühlt; — hat uns ein kargerer Boden, ein rauheres Klima minder verwöhnt, für härtere Arbeit schmälern Lohn gewährt und uns Geistes- wie Körperkräfte gestählt.

Drüben zogen Schaaren abenteuernder „Troupiers“ hinaus, um in Kriegen gegen Heere, die durch veraltete und längst überflügelte Einrichtungen geschwächt und unbrauchbar geworden, und gegen wilde Völkerstämme wohlfeilen Ruhm gegen wohlfeiles Proletarierblut einzuhandeln; hüben drückte die Last der allgemeinen Wehrpflicht den Kern des Volkes gar schwer; Zeit, Arbeitskraft und Kapital wurden reichlich dem starken, äußern Schutz zum Opfer gebracht — Verluste, die nur durch verdoppelte, angestrengte Thätigkeit wieder eingebracht werden konnten. Drüben gingen die besten, edelsten Kräfte im Tumulte blutiger Revolutionen, dann unter der Henkerfaust des Cäsarismus verloren; hüben rüttelte ein trauriger Bruderkrieg die trägen, schlaffen Geister auf und lehrte, wie hohe Zeit es sei, sich aufzuraffen und zusammen zu stehen, wenn Alle zumal nicht untergehen sollten in ohnmächtiger Zerfahrenheit. Und Gott sei Dank — die Lehre kam noch zeitig genug, um beherzigt zu werden; da man uns heut in Uebermuth und Leichtfertigkeit vor die Schranken fordert, stehen Alle auf — Ein Mann — im Bewußtsein der gerechten Sache.

Es geht gegen den Erbfeind: Das ist des Reservemannes tüchtiges Schwert.

Montag, den 17. Juli 1870.

So — nun ist der Abschied vorüber: traurig und freudig zugleich. Der Vater und treuer Freunde Schaar ließen sich das Geleit nicht nehmen: wer es sonst auch wol nur lau und höflich gemeint, ist heut doch aufrichtig und ehrlich gewesen bei seinem herzlichen Abschiedswort. In jedem Händedruck, in jedem Kuß lag ein treuinniger Segenswunsch — unausgesprochen zwar, aber desto herzlicher gemeint.

Kaum traute der Reservemann seinen Augen, als er unter der Schaar auf einmal ein goldiges Mägdlein erblickt, eine noch halb kindliche, zarte Gestalt in züchtig schwarzem Kleid, mit so liebem, blondem Lockenhaar, mit so ernsten, innigen, grauen Augen. Er preßte die Hand aufs Herz, damit das übermächtige Gefühl nicht aufwalle und ihm die mühsam erkämpfte Haltung raube, da er hintrat zu ihr. Eine liebe, kleine Hand lag für einen Moment in der seinen: „Gott schütze Sie“, flüstert es leis — unter den gesenkten Lidern steigt heiß holde, jungfräuliche Scham empor. Sie kannten sich schon ein langes Jahr: scheu und spröde hatte sie sich immer zurückgezogen vor seinem kecken Auftreten, seinem oft verwundenden Scherz; manchmal schien's sogar, als wären sie einander spinnefeind. Und jetzt — ist's möglich? — kommt auch sie, ein letztes Lebewohl zu sagen.

Die Glocke tönt — fort, fort!

„Geh mit Gott, mein Junge", sprach der Vater und legte ihm die Hand aufs Haupt; „geh mit Gott; wie gerne zög' ich mit dir, wenn es anginge. So halt Dich brav, und wenn Du zurückkommst, so kehre in Ehren wieder."

Ein langer Kuß, und fort rollt der Zug. Lauter Hurrahruf tönt nach; dem Scheidenden ist's, als säh er ein weißes Tuch vom Perron herwinken.

„Pfui — das Auge ist ja feucht, — rüstig vorwärts geschaut! Keinen Blick, keinen Seufzer mehr hinterwärts; ein letztes: „Behüt Euch Gott, Ihr Lieben allzumal, und mich dazu" — und festen, redlichen Muthes geht's der Zukunft entgegen.

Mittwoch, den 20. Juli 1870.

Weithin durch die deutschen Gaue — und ein gut Stück Süd- und Westdeutschland hat der Reservemann durchmessen — ist Alles in freudig-ernster Bewegung. Die alten Lieder von Anno Dreizehn sind wieder hervorgeholt, mit ihnen zugleich klingt als zeitgemäßes Trutzlied die volksthümliche Weise der „Wacht am Rhein". Preußens König, als Oberfeldherr, hat das eiserne Kreuz erneuert, und auch über die Grenzen des engern Vaterlandes hinaus wird dies alte Wehr- und Wahrzeichen nationaler Erhebung mit einmüthiger Genugthuung begrüßt. Den Alten ist's, als würden sie selber wieder kräftig und jung in ihren Enkeln, die von allen Seiten zu den Fahnen eilen.

Man streitet, ob ein Vergleich zwischen der heutigen Stimmung und jener ersten Volkserhebung zu ziehen erlaubt sei.

Freilich, damals waren Jahre tiefsten Elendes, empörenden Druckes vorausgegangen, die Regenten vor Allem gedemüthigt, ohne materielle und geistige Mittel, sich aufzuraffen, um das Volk, das sie doch als sich von Gottes Gnaden anvertraut erachten, zu erlösen. Und aus dem verlassenen Volke allein kam der Anstoß, lange genug dauert es, bis der gebrochene Muth der von Gottes Gnaden Berufenen es wagte, mit Farbe zu bekennen. Die hohe Frau, deren Andenken aus jener

trüben Zeit in der Geschichte leuchtet, sie selbst stand anfangs fremd und allein in ihren Kreisen, unverstanden von dem schwachherzigen Gemahl.

Noch mehr: nur ein Theil des Volks erhob den Schild, opferte mit Freuden kargen Wohlstand, sauer ersparte Nothpfennige auf. Die Uebrigen, niedergedrückt in kleinmüthiger Selbstsucht, trauten sich erst, gemeinsame Sache mit Preußen zu machen, nachdem der Erfolg gesichert war — dann freilich gingen sie mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen über.

Wahr ist's, um so höher steht für uns der Väter hehre Selbstentäußerung und der schlichte Bürgermuth, der dann begann, sich in Gottvertrauen auf sich selbst zu stellen, nachdem die Mächtigen dieser Welt ohnmächtig ihr Haupt gebeugt. —

Aber auch wir, die „Epigonen“, wollen uns unser gutes Recht nicht verkümmern lassen.

Ist's nicht ein Segen, daß heut vom ersten Augenblick der Gefahr ab das Volk mit seinen Fürsten sich Eins weiß, das mannhafte Auftreten des Preußenkönigs mit allseitiger, thatkräftiger Begeisterung durch alle deutschen Lande begrüßt wird?

Ist's nicht hoch anzuschlagen, daß von vorn herein, bei immerhin fraglichem Ausgang, ganz Deutschland die Preußen hingeschleuderte Kriegserklärung auf sich bezieht? Und wahrlich, wir haben weder in unserer bestimmten Eigenart viel Einnehmendes, noch bei der undankbaren Aufgabe, welche wir durch die letzten Jahre für die gedeihliche Fortentwicklung des nationalen Ge-

sammtkörpers vollziehen mußten, viel thun können und gethan, um uns die süddeutschen Brüder zutraulich und von Herzen freundlich zu stimmen. Sagt nicht, sie schlößen sich nothgedrungen den Größeren, Stärkeren an: es ist das jetzt gereifte Gefühl der Zusammengehörigkeit, das sie zwingt; sonst hülfe ihnen kleinstaatliche Kurzsichtigkeit nur zu gern hinüber ins andere Lager.

Und: „Opfer"? Werden wir keine zu bringen wissen, wenn's Noth thut? Tragen wir Wehrhaften heut nicht grade so gut unsere Haut zu Markte fürs Vaterland, und werden die Lieben daheim nicht in treuer Sorge hinter uns stehn? Schon jetzt regt sich's allerorten, um in gabenfreudigem Gemeinsinn zu wetteifern, in freiwilliger Hilfsthätigkeit für Verpflegung der Truppen, für Kranke und Verwundete.

Der romantische Schimmer freilich, der sich um den Helden webt, welcher Mann gegen Mann, Körper an Körper ficht, ist abgestreift durch unsere großartigen technischen und ingeniösen Kriegsmittel. Ist aber ernstlich eine Kampfesweise unedler, bei welcher sich vor allem Organisation gegen Organisation, Intelligenz gegen Intelligenz, Feldherrngeist gegen Feldherrngeist messen, und — nicht zu vergessen — moralische Kraft den Hauptthebel ausmacht? Ist sie nicht im Gegentheil menschlicher und menschenwürdiger als brutales Ringen von Faust gegen Faust?

Wenn andrerseits der Feind sich rühmt, die vervollkommneten Hilfsmittel der Neuzeit zu grausen Massenmorden ausnützen zu wollen nach dem traurigen Beispiel

des amerikanischen Bürgerkrieges — um so besser für uns, wenn er darin seine Stärke sucht: wir werden es nicht nöthig haben. —

Auch hier, in der altberühmten Reichsstadt, auf allen Plätzen und Gassen buntbewegtes Treiben. Sonderbar — was vier Jahre straffster preußischer Verwaltung nicht zu Wege gebracht: volle moralische Annexion der früheren freien Reichsunmittelbaren, hat die Kriegserklärung mit einem Schlag vollendet. Es freut Einen ganz besonders, hier das durch allerlei berechtigte und unberechtigte Sonderinteressen getrübte Vaterlandsgefühl endlich durchbrechen zu sehn. Wenn man die theilweis altehrwürdige Stadt durchwandert, in der ein jeder Stein an Glanz und Ehre mahnt aus der Zeit eigner Selbstherrlichkeit, — die stolzen Patricierhäuser ansieht, die von langen Generationen selbstbewußten Bürgerthums erzählen, — den altersgrauen Römer, der das üppige Gepränge so vieler Kaiserkrönungen geschaut: da wird Einem klar und selbstverständlich, wie hart der Bevölkerung hier das Preußischwerden ankommen mußte. Jetzt lohen auch hier alle Herzen auf in Begeisterung; eine Anzahl junger Bürgerssöhne, die nach der Annexion in die Schweiz geflohen, um dem verhaßten Kamaschendienst der Pickelhaube zu entgehn, ist freiwillig zurückgekehrt, um Blut und Leben dem Vaterland zu weihen; in Schaaren durchziehen die Wehrpflichtigen Arm in Arm mit Sang die Straßen — die häßliche Kluft zwischen Civil und Militär ist überbrückt, einig sitzen Bürger und Soldat in den Gärten

und Bierhäusern und fallen gemeinsam ein in die Melodie der Kriegslieder, welche allerorten die Musik anstimmt.

Und wenn jämmerlicher Pöbel, trauriges Gelichter sich eifert, einen Mißton hineinzubringen in den allgemeinen Freudenklang — geschwind genug ist er von derber Faust aufs Maul geschlagen. Den Reservemann hat's redlich gefreut, als er deren Etliche aus der begeisterten Menge fort sich trollen sah, um im Schutz unbelebter Gassen den Kopf vom kunstgerecht eingetriebenen Hut, der Aug' und Ohr in unwillkommenen Banden hielt, zu befreien.

Bei hellem Laternenschein dauert das Gewühl bis tief in die laue Sommernacht. — Schade, daß es keine Geister mehr gibt: wie möchte wol den alten Schemen des seligen Bundestags zu Muth sein in ihrem Palais, da zur sonst stillen Mitternachtsstunde das Gebrause durch die verschlossenen Fenster hallt? Ob sie eine Mottencommission creiren würden zur Prüfung und Würdigung der Sachlage? Geht — laßt Kriegslärm und Kriegsgeschrei und ruht in Frieden für Zeit und Ewigkeit: heut fragt Niemand danach, ob Einer von Euch „ohne Instruction“ sei.

Aber Ihr tapfern Geisteshelden, die Ihr in der Paulskirche beim erwachenden Frühroth deutscher Einigkeit getagt und manchen heißen Strauß durchkämpft: denen, die nicht mehr sind, mag es wundersam ans Ohr klingen im Traum; und die Ihr noch lebt, werdet es in stolzer Freude sehen: „Die Saat, die Ihr gesät, beginnt zu reifen.“

Freitag, den 22. Juli 1870.

Romantisch staffelt sich ein alterthümliches Städtchen im Flußthal steile Berghänge hinauf. Die Giebelhäuser der oberen Straßen schauen mit ihren verschnörkelten Fronten über die Dächer der tiefer liegenden hinweg, als seien sie neugierig, was unten vorgehe, oder strebten in selbstgefälliger Eitelkeit, auch ihr Spiegelbild im Wasser sehen zu lassen. Drunten liegt ein gothischer Dom, sorgsam erhalten in seinen ursprünglichen Formen, ein Meisterwerk altdeutscher Bau- und Bildnerkunst, hoch gehalten und verehrt auch von der jetzt protestantischen Bevölkerung als Andenken an eine der lieblichsten Heiligen der katholischen Legende, die edle Fürstentugend mit holder Weiblichkeit in sich gepaart. Gekrönt wird die Stadt von einer halbverfallenen Veste, die weit hinaus ins Land schaut. Dazwischen krumme und winklige Gassen und Gäßchen, meist in ihrer Enge und Steile unfahrbar. Es ist der Sitz einer jener kleinen Universitäten, die ihr ureignes Gepräge fidelen Burschenthums in stiller Abgelegenheit noch am längsten gewahrt gegen den abgleichenden Einfluß der modernen Welt.

Doch heut tritt studentisches Leben wenig mehr hervor in dem Gewühl, das von allen Thoren sich hineindrängt zur Stadt. Die bunten Mützen und Bänder sind meist verschwunden, nur Candidaten aller Fa-

cultäten sieht man eilen in Frack und weißer Weste, kühn den ungewohnten schwarzen Hut balancirend. Vor dem Eintritt ins Heer machen sie noch schnell ihr Examen, und wohl ihnen: die allgemeine Aufregung stimmt selbst die gestrengen Herren der grünen Tafel nachsichtig und milde; das »Noli turbare circulos meos« wenden sie gegen das Kriegsfeuer der jungen Musensöhne nicht an.

Auf laubgeschmückten Leiterwagen zieht das Landvolk zur Stadt hinein, ein hochgewachsener, kräftiger Schlag, der die linnene, kleidsame Landestracht abzulegen noch verschmäht. Junge, stattliche Burschen, auch stämmige, gereifte Männer (für die neue Provinz hat die Einführung der Landwehr noch keine Geltung erlangt) — „die müssen keine schlechten Soldaten abgeben“, denkt der Reservemann, und ihn freut's, daß er gerade hier sich auch gestellt. Die Eltern haben meist selber die Söhne hergeleitet: manch herzhafter Abschiedstrunk wird gethan; „Schlagt tüchtig drein!“ ist die letzte väterliche Mahnung, und da sie aufbrechen zur Heimkehr, schütteln sie noch vom dahinrollenden Wagen aus beredt die geballten Fäuste: „Schlagt tüchtig drein!“ Die Mutter, welche die weinenden Augen in der Schürze verbirgt, erhält einen derben, ermuthigenden Klaps auf den Rücken; sie muß auch noch einmal auf und zurücksehen — freilich um in neues Schluchzen auszubrechen, da der stattliche Sohn von weitem als Abschiedsgruß die Pudelkappe schwenkt.

In buntem Treiben mischen sich Städter und Landleute; vor der Stadt auf weitem Rasenplan concentrirt

sich das Gewühl, ordnet sich nach den auf hohen Stangen weit ersichtlichen Regimentsnummern in lange, dreigliedrige Reihen. Mit welch anmuthendem Heimathsklang trifft der Kommandoruf der ordnenden Officiere des Reservemanns Ohr! Von selber finden Fuß und Brust die halbvergessne Haltung wieder. Auch er ist eingereiht — der Adjutant hat ihn einer Gruppe gebildeter junger Männer zugesellt, meist Studenten, und ihn, den Unbekannten, freundlich vorgestellt. Einer mit mächtigem Blondbart, ein rechter Urgermane, trägt die rothe Burschenschaftermütze; der Andere, ein schlanker, frischer Gesell, das aristokratische Cerevis des Corpsbruders. Zwei sind da, „Kameele“, in bescheiden schwarzer Kopfbedeckung. Ein Sechster, der schüchtern hinzutritt, gibt sich als „Supernumerarius von der Steuerpartie“ kund — hier ist er nicht überzählig, wo ein Jeder willkommen, ein Jeder nothwendig. Es braucht nicht die Elasticität der Jugend, um sich geschwind in einander zu finden; das Jedem bevorstehende gleiche, gemeinsame Loos führt gar schnell zusammen. Behaglich wird geplaudert, als sei man schon jahrelang bekannt und vertraut, und den Reservemann freut's, daß er viel Gutes und Erhebendes von der Stimmung im lieben Süddeutschland, das seine zweite Heimat, berichten kann.

Muntere Knaben drängen sich in Schaaren heran; der Ordinarius denkt höher von dem jugendlichen Patriotismus, als daß er ihn heut in die Klasse bannen möchte. Freudig sind sie beeifert, dem Einen schnell noch die Feldflasche füllen zu lassen, dem Andern ein

vergessnes Packetchen aus der Wohnung zu holen, dem Dritten vielleicht noch einen letzten Gruß auszurichten an des Hausphilisters schönes Töchterlein. — Wie gern zögen sie nicht selber mit! Voller Neid schauen sie auf den älteren Bruder: wären sie doch auch so groß wie er! Aber wieder heim zu Cicero und Virgil? Ja, ja, die Hausmannskost der Classiker wird Euch schlecht behagen in so frohbewegter, großer Zeit; glaub's Euch, Ihr armen Jungen!

In eifrig gestikulirenden und noch eifriger trinkenden Gruppen harren die Reservisten des Befehls zum Abmarsch. Die Einen haben sich den Chausseegraben entlang im magern Pappelschatten gelagert, bei Andern wacht schon die lustige Soldatennatur wieder auf, sie springen unter Capriolen und Tollheiten umher, — und wenn ein Duckmäuser mit traurigem Gesicht in sich gekehrt dasteht, flugs ist er gewaltsam mit in den Trubel hineingezogen. Die Lautesten in der Menge sind fahrende Gesellen, Handwerksburschen, wandernde Künstler und dergleichen, die hier der unfehlbare Arm der preußischen Controle erreicht hat; kuriose Zugvögel, einige in abenteuerlich zerlumpter Tracht. Der blaue Rock, den sie morgen anziehen werden, wird seit Jahren der erste heile, undurchlöcherte sein, der ihre Blöße deckt — mancher wird auch mit Freuden die Bekanntschaft mit einem Hemd erneuern. Schadet nichts — sie fühlen sich als Patrioten auch ohne Hemd und führen das große Wort. Besonders ein unverfrornes Berliner Kind im abgetragenen braunen Sammthabit thut sich hervor

in langmächtigen Tiraden; staunend, offnen Mundes hören die gutmüthigen Bauern zu, da er von seinen ‚Wanderungen und Wandelungen‘ renommirt, und lassen schier in ihrer Aufmerksamkeit die kurze Pfeife ausgehn. Doch predigt er auch tauben Ohren: gar manche liegen friedlich schnarchend da, um von den scharfen Wirkungen ihres Durstes „fürs Vaterland“ auszunüchtern.

So verrinnt Stunde auf Stunde; endlich erschallt es: „Angetreten!“ und im langen Reihenmarsch geht's die Thalstraße entlang zum Bahnhof, wo leere Waggons, meist nullter Klasse, der Insassen harren. Die „Richtung“ läßt wol noch manches zu wünschen übrig und die „Fühlung“ ist ziemlich locker; aber in festem Takt wird marschirt:

„Ich hatt' einen Kameraden“

aus tausend Kehlen gesungen, ersetzt die mangelnde Regimentsmusik. Das Glasdach des Perrons erzittert unter dröhnenden Hurrahrufen.

„Paris, erster Klasse, Männeken, fix, fix!“ herrscht der braunsammtne Berliner großartig den Schaffner an.

„Sie haben wol Ueberfracht?“ ist die bedächtige Antwort, und Polytropos klettert resignirt mit in den offnen Viehwagen hinein.

Sonnabend, den 23. Juli 1870.

Selbstzufriednen Auges mustert der Reservemann im Quartier die tadellos blanken Knöpfe am Waffenrock und streicht sich noch schnell die Haare „vorschriftsmäßig“ nach vorn. Ihm war die letzten Tage schon gar nicht mehr recht heimisch im Civilanzug; in der Uniform kommt er sich beinahe einen Zoll größer vor. Die Feldmütze wird geschwind mit Hilfe eines leichten Wasserbades und einem noch unvergessenen Kunstgriff der modellirenden Finger in elegante, „forsche“ Form dressirt — es ist das usurpirte Vorrecht des „alten Mannes“, sie flott eingedrückt zu tragen, während sie dem ängstlichen Rekruten steil nach oben starrt. Die Säbelkuppel um, das Gewehr zur Hand, und dann geht's zu Appell.

Der Tausend, es kostet wirklich Mühe, die von gestern her bekannten Gesichter in der Compagniefront wieder aufzufinden. Alle äußeren Unterschiede des Standes, der Armuth oder Wohlhabenheit sind abgeglichen durch des Königs Rock: es soll Einer kommen und sagen, wer gestern Doctor, wer Handwerker, wer Bauer war. Und mit der Uniform haben die Leute auch gleich die alte, straffe Haltung und Disciplin angezogen; jede Wendung wird mit so leichter, spielender Sicherheit gemacht, als hätten sie nie das Gewehr aus der Hand gesetzt. Dem Reservemann kommen allerlei Gedanken, ob

nicht jeder Preuße in einem blauen Rock mit acht Messingknöpfen geboren werde, der eigentlich seine Adamstracht sei, über die er nur zeitweise andere Kleider anzieht.

Wo sind sie aber hingestoben, die den fröhlichen, patriotisch begeisterten Kreis gebildet gestern auf dem Sammlungsplatz, dann beim erfrischenden Fäßchen Bayrisch während der heißen Fahrt im „Salonwagen"? Der Eine wol bei dem, der Andre bei jenem Bataillon, Gott weiß, bei welcher Compagnie. Doch halt, ein bekanntes, klangvolles Tenororgan schallt mit accentuirtem: „Still gestanden!" aus jenem Winkel her. Richtig, 's ist der Corpsbursch, der mit einem Eifer seine Corporalschaft drillt, als sei er sein Lebtag Exercirmeister gewesen. Dort der ehrbare Unterofficier erzählt mit so eingehender Wissenschaft seinen Leuten von der Construction der Zündnadel — das ist gewiß ein Schlosser seines Zeichens. Jetzt dreht er sich halblinks — was, er hat ja grad so einen riesigen Vollbart wie gestern der Urgermane — wahrhaftig, er ist es selber. Und jene Unglücksfigur von Musketier, die allemal ängstlich mit dem Kopf nach rechts zuckt beim Gewehrüber, ist ja der Supernumerarius!

So hat jeder seinen Platz gefunden, ist ein Glied geworden in dem großen, wohlgefügten Organismus, wohl eingeschachtelt, nummerirt und signirt, und weiß am Schnürchen herzusagen, wohin er gehört, von Corps, Division, Brigade, Regiment angefangen bis zu Bataillon, Compagnie, Zug, Section und Rottennummer hinab.

Sonntag, den 24. Juli 1870.

Der ganze Tag ist im Fluge dahingegangen unter Exerciren, Rüsten und Packen. Bei Sonnenuntergang steht das Bataillon marschfertig angetreten auf dem Kasernenhof, zur Nacht soll's fortgehn. Von allen Seiten drängt sich die Bevölkerung der Stadt hinzu, um Abschied zu nehmen von Freunden, Verwandten und Bekannten, die in den Krieg gehn. Es ist ein unbeschreibliches Gewühl, ein Summen und Brausen über den weiten Platz, der vollgepfropft voller Menschen ist; sie sind wol nach Tausenden zu zählen. Die Officiere haben Noth, ihre Züge in Ordnung zu halten; wer human unter ihnen denkt, drückt wol das Auge drüber zu, wenn Civilisten, Weiber, Mädchen, Kinder sich in die Glieder hineindrängen. Aber der Spectakel wird mit der Zeit zu groß, es ist nicht gerade das feinste Publikum, das sich am lautesten, ungeberdigsten zeigt; energische Abwehr wird nöthig. Manch heiße Thräne wird geweint, manch herzzerreißender Abschied genommen; es laufen auch widerliche Scenen mit unter von häßlicher Trunkenheit, empörender Brutalität.

Mit einbrechender Nacht steigt der Lärm mehr und mehr, es wird hohe Zeit, der traurigen Aufregung ein Ende zu machen; endlich — neun Uhr — schlagen die Tambours an, die Spitze des Bataillons setzt sich in Bewegung dem Bahnhof zu, und Compagnie hängt sich an

Compagnie, zuletzt die Bagage. In den Straßen, durch welche sie kommen, sind alle Fenster erhellt und öffnen sich. Kopf an Kopf streckt sich hervor, wehende Tücher, begeisterter Zuruf — das Getümmel der Volksmenge ist so arg, daß es fast die Musik übertönt, mit Mühe hält die große Trommel Ueberhand. Dröhnenden Schrittes geht's durch das gewölbte Bahnhofsportal, das gesperrt werden muß, damit die zudrängenden Massen das Embarquiren nicht hemmen. Dies ist bald geschehen: dennoch dauert es noch Stunden, bis der Zug abgelassen werden kann. Erst um zwei Uhr keuchen die beiden Locomotiven davon.

In den Waggons sitzen die Musketiere gedrängt Mann an Mann. Müdigkeit liegt in keinem Aug, überall erschallen Lieder; bei Manchem wills freilich zur rechten Fröhlichkeit noch nicht kommen, der bittre Abschied, die wol oft traurige Lage, in der sie die Ihrigen zurücklassen, die Ungewißheit der nächsten Zukunft drücken sie nieder; sie stimmen aber doch mit ein, sich die Sorgen weg zu singen.

Eine stille Freude hat der Reservemann: es geht den Weg zurück, den er gekommen. Das Regiment gehört zur dritten Armee, er darf also mit seinen lieben Süddeutschen zusammen kämpfen, wird manchem lieben Freund begegnen und auch zunächst einen Theil des ihm so theuer gewordenen Landes wiedersehn.

Montag, den 25. Juli 1870.

Mit Schnellzugseile gings fort den ganzen Tag; im Fluge ward Bahnhof nach Bahnhof passirt, immer weiter nach Süden. „Hurrah, Hurrah!" erschölls aus allen Waggons, da der Zug über die Rheinbrücke donnerte. Ja, der grüne Strom mit seinen gesegneten Ufern soll und muß deutsch bleiben — wir setzen Blut und Leben dafür ein!

Nur auf wenigen Stationen Rast, überall aber enthusiastischer, herzlicher Empfang. Besonders die Süddeutschen sind ‚auseinand', da sie preußische Truppen sehn. Schnell ist allgemeine Verbrüderung geschlossen; die freigebigen Wirthe bringen heran, was Magen und Kehle begehrt. Fürwahr, billige Restaurationen jetzt auf den Bahnhöfen; welch aufmerksame, liebenswürdige und auch — schöne Bedienung! Wie schwitzen wohlbeleibte Turner unter der Last von gefüllten Krügeln und Gläsern, Körben voller Mundvorrath, die sie den Zug entlang schleppen, überall freundlich mittheilend. Auch die „Liebescigarre" beginnt ihren anrüchigen Lebenslauf, wird aber tapfer geschmaucht: der Musketier als Raucher kennt keine Feinschmeckerei mehr.

Doch der Reservemann will nicht lästern. Auf dem Bahnhof einer Stadt war's von altem Klang in der deutschen Kaisergeschichte, da ward ihm eine Cigarre angeboten von so schöner Hand, daß er über dem freund-

lichen Lächeln der reizenden Geberin der Gabe verdächtiges Aeußere übersah. Und nicht zu seinem Nachtheil: wirklich eine Havana in unscheinbarem Kleid. Vergnüglich bläst er blaue Ringel in die Luft und dankt der schönen Geberin aus vollem Herzen. Schnell entspinnt sich ein Gespräch, der Vater mit der jüngern Tochter tritt hinzu; der alte Herr (dort im Land ist die allgemeine Wehrpflicht ja noch nicht lange Brauch) ist höchlich erstaunt, einen simplen Musketier als gebildeten Mann sprechen zu hören. Man legitimirt sich gegenseitig, findet Anknüpfungspunkte durch beiderseitige Bekannte. Neugierige Soldaten stellen sich herum.

Den Reservemann freut's, sich ausplaudern zu können; da legt sich ihm von hinten eine Hand auf die Schulter, und eine Stimme poltert halb jovial, halb barsch:

„Aber Kinder, drängt Euch doch nicht so nah an die Damen heran; Ihr werdet Ihnen lästig mit Euern Cigarren."

Es wallt in ihm auf; wer hat ihm Anstandsregeln zu ertheilen? Aber wie er sich umsieht, erkennt er den General. Ja so — von einem Officier muß man sich das gefallen lassen — indignirt gibt er zwei Schritte Raum.

Sein Vis-à-vis ist auch peinlich berührt; da tritt, schnell gefaßt, die ältere Tochter auf ihn zu und legt ihm den Glacéhandschuh auf den Commißärmel; mit kecker, frischer Stimme sagt sie zum General, dessen Rang sie nicht kennt:

„Verzeihen Sie, der Herr ist unser Freund, den wir unvermuthet getroffen zu haben uns freuen.“

„Ah so, verehrtes Fräulein, bitte um Entschuldigung; dann will ich nicht stören. Ich wollte Ihnen nur zu Diensten sein“, antwortet er verbindlich.

„Und sind darum unfreundlich gegen Leute, die es nicht verdienen? Gehen Sie, das ist nicht hübsch!“

„Würden Sie mir doch nicht erlauben zu bleiben, mein Fräulein? Es freut mich, daß unsre Armee so warme Freunde in Ihrem Lande hat“ zieht sich der General galant aus der Affaire und plaudert lustig eine Weile mit.

Aber der Reservemann hätte dem prächtigen Mädchen um den Hals fallen mögen.

Mittwoch, den 27. Juli 1870.

„Schwerenoth!“ flucht der Reservemann vor sich hin und läßt von der zuthulichen „Mutter“ im Quartier die vom Tornisterriemen wunden Schultern mit Unschlitt salben, „das nenn' ich einen hübschen Anfang!“

Vorgestern Nacht, nachdem man sich im engen Coupé durch vierundzwanzig Stunden die Knochen steif gesessen, noch als Nachtisch eine Meile Weges, Notabene auf rohaufgekiester Chaussee. Dann die armen Leute im Dorf um zwölf Uhr aus den Federn getrommelt, mit Mühe und Noth das bescheidene Quartier gefunden. Nun, Philemon gab gutmüthig seine Riesenpantoffeln her, und Baucis braute noch geschwind einen dicken, nahrhaften Kaffee: dann patriarchalisch zu dreien aufs gemeinsame Lager.

In aller Früh gestern Sammelruf — auf und davon! Den ganzen Tag strammer Marsch in drückender Sonnenglut. Die Leute sanken um wie die Fliegen. Der schwere „Affe“ zieht gewaltig und das Marschiren will auch erst wieder gelernt sein — kein Wunder, daß da mancher zusammengestürzt ist bei der ungewohnten Anstrengung. Traurig genug sah's aus, wenn so ein armer Teufel, dicke Schweißperlen über den halbgeschlossenen Augenlidern, sich mühte, mitzukommen. Der grobe Zuruf des Unterofficiers meint es gut: der Mann muß ja mit, kann auch verloren sein, wenn er liegen

bleibt und den gefährlichen Sonnenstich bekommt. Ein mitleidiger Kamerad trägt ihms Gewehr, lockert ihm Kragen und Binde. Der Mann ist bewußtlos, er taumelt noch mit, mechanisch setzt sich ein Bein vor das andre, bis endlich der Oberkörper das Gleichgewicht verliert, und der Aermste kopfüber in den Graben purzelt. Je höher die Mittagsglut steigt, destomehr „Schlappgewordne“ rechts und links von den vormarschirenden Bataillonen.

Mitleidige Seelen aus den Dörfern kommen heran mit Erquickungen, laben die vorbeiziehenden Soldaten und nehmen sich der Zusammengebrochenen an. Wagen werden requirirt, um die Maroden aufzulesen und nachzuschaffen.

Und heut dasselbe — nur daß ein tüchtiges Gewitter mit Platzregen Alle bis auf die Haut durchnäßt. Freilich — man läuft sich wieder trocken, und die Sonne thut auch das Ihrige. Der Reservemann bekommt Verständniß dafür, was der süddeutsche Küchenausdruck sagen will:

„Gedünstet.“

Donnerstag, den 28. Juli 1870.

Die warme Mittagssonne saugt qualmenden Wasserbrodem aus den vom Morgen her regenschweren Röcken — es ist, als seien die dahinmarschirenden Colonnen in Nebel gehüllt. Von allen Seiten zieht sich's zusammen, auf durchgeweichten Aeckern stellen sich die Bataillone im Carree auf, Front nach innen. Was es nur geben mag?

Da kommt die Suite des Stabes angesprengt, voran auf kräftig gebautem Schimmel der General, eine stattliche Blücherfigur mit grauem Schnurrbart in dem strengen Gesicht. Er hält in der Mitte, sein Auge schweift nach allen Seiten umher.

„Ich habe mit Indignation vernommen", beginnt er mit weittönender Stimme, „daß bei den verhältnißmäßig kleinen Strapazen der ersten Märsche eine große Anzahl von Euch schlapp geworden ist; und zwar meistens alte Leute, die Reserven, die, durch das Lodderleben zu Hause verbummelt, nun ihr Gepäck wegwerfen und sich faul in den Graben legen. Es ist eine Schande, daß es solche Lodderer in der Division gibt. Es soll mit den strengsten Strafen eingeschritten werden, und wenn das nicht anders wird, werde ich die Schweinhunde aus den Regimentern herausziehen und eigne Abtheilungen aus ihnen formiren, die ich, wenn es gegen den Feind geht, dahin stellen werde, wo sie alle drauf-

gehn müssen. Freilich sind die Schweinhunde das Pulver nicht werth, womit sie todtgeschossen werden."

„Hm", dachte der Reservemann hinten im dritten Glied, „also werden preußische Soldaten in einen Kampf geführt, den man in den Proclamationen einen ‚heiligen' genannt, bei dem Gott unser Beistand sein wird? Würden Excellenz nicht unserer Sache und Denen, die für sie einstehen, angemessner, auch Ihrer selbst würdiger sprechen, wenn Excellenz etwa sagten:

‚Kinder' — wir Alle würden uns gern die Anrede gefallen lassen von dem Mann im weißen Haar — ‚es sind in den letzten Tagen gar viele von Euch schlapp geworden; ich weiß, Reservisten, alte Leute, des schweren Gepäckes und des Maschirens entwöhnt. Aber gerade Ihr Alten müßt Euch doppelt zusammen nehmen, Ihr dürft den Jüngern kein schlechtes Beispiel geben. Dies ist erst der Anfang, es kommen noch größere Märsche, schwerere Strapazen. Beißt die Zähne zusammen, wenn es gehen muß, wird es gehn: Euer König und das Vaterland brauchen Euch. Es ist eine Ehre für uns, voranzustehn, nun es gegen den Feind geht, da darf keiner zurückbleiben. Bedenkt, daß man es Euch als schmachvolle Feigheit auslegen könnte, wenn Ihr hinten liegen bleibt. Ich weiß, es ist nur die Ungewohntheit, Ihr werdet — —"

Aber dem Reservemann fällt zur rechten Zeit noch bei, daß er nicht als General, sondern als königlich preußischer Gefreiter hier steht, drum hält er flugs inne mit seinem subordinationswidrigen Selbst-

gespräch. Seine Pflicht liegt wo anders, als im Raisonniren: er muß gehorchen, sich einfügen ohne Mucken in die eiserne Disciplin, an seinem bescheidnen Platz redlich das Seine zu erfüllen suchen — nicht aus Furcht vor dem brutalen Corporalsstock, sondern in freudiger, fester Ueberzeugung, daß dies seine Pflicht ist gegen das Vaterland.

Und unverrückten Auges hört er die Standrede des Kommandeurs zu Ende — jeder „Schweinhund" prallt unverwundend ab von seiner Brust.

Montag, den 1. August 1870.

Tag auf Tag verstreicht — die ganze Zeit laufen und liegen wir an der Grenze herum. Derselbe Weg ist schon mehrmals zurückgelegt, und stehen wir endlich hier am Platze fest, so wird exercirt und exercirt von Morgens früh bis Abends spät. Alles nur, wie's dem beschränkten Musketierverstande vorkommt, um cujonirt und geschunden zu werden.

Der Dienst ist auch wirklich streng — kein Sonntag und kein Feiertag — es ist gar nicht, als ob man im Kriege läge. Es wird aber wol noth thun, einmal der technischen Ausbildung wegen, und dann, um die Leute auf die bevorstehenden größeren Strapazen vorzubereiten.

Nur Eins beklagt der Reservemann: es scheint ihm nicht gut, daß so wenig geschieht, um den gemeinen Mann auch ein Bischen moralisch auf dem Damm zu halten. Schmale Kost — sie kann freilich auch nicht viel besser sein, denn das Land ist bald ganz ausgefressen — dazu viel körperliche Anstrengungen, das sind Dinge, die vereint den Humor nicht allzusehr pflegen. Zumal bei dem einfachen Mann mit seinem beschränkten Gesichtskreis, seinem nur zu leicht angeregten Mißtrauen gegen über ihm Stehende.

Sagt nicht, es schlüge bei ihm doch nicht an! Auch in das stumpfeste Gemüth hat ein Strahl der hell

aufflammenden Begeisterung hineingeleuchtet; es ist Eure Sache, dafür zu sorgen, daß der kümmerliche Funke nicht erlischt. Würdet Ihr selbst nicht vielleicht auch besser fahren dabei?

Die Quartiere sind überfüllt. Bei armen Webersleuten liegt der Reservemann mit noch vier Musketieren auf schmaler Streu. Und da freut es ihn, wenn er ab und zu den schlichten Leuten mit einem treugemeinten Wort Trost einsprechen, sie an das Gute, das sie unterwegs genossen, erinnern und sie überzeugen kann, daß sie hier sich aufopfern nicht für ein fremdes Interesse, sondern für das allgemeine des Vaterlands und für das der Ihrigen mit. Und da er gern mit Rath und That aushilft, wo er kann — denn die Verpflegung ist, wie gesagt, schmal, käufliche Lebensmittel sind nur sehr schwer und für theures Geld zu haben — so gewinnt er auch mit der Zeit Vertrauen und Glauben.

Aber trotzdem stimmt er auch mit ein in das allgemeine Gebet:

„Lieber Kronprinz! Laß es doch endlich losgehn!“

Dienstag, den 2. August 1870.

Im ersten Bivouak! Es ist Abend geworden bis wir an Ort und Stelle gelangt; der sternenklare Himmel breitet sich ernst und milde aus über das bunte Soldatengewimmel hier unten.

Das Lager ist ausgedehnt — die ganze Brigade liegt beisammen. Den Mittelpunkt für jedes Bataillon bilden die in langen Reihen aufgestellten Gewehrpyramiden mit dem daran gehängten Lederzeug, auf den Bajonetten die Helme. Vorn sind die Trommeln aufgeschichtet neben dem in die Erde gepflanzten Stab des Bataillonstambours. Rechts und links von den Gewehren liegen in gleicher Ordnung die Tornister in ausgedehnten Gassen.

Dahinter, daneben das lustige Treiben der Mannschaften, denn Alles ist guter Laune, die Neuheit der Situation regt an. Allerorten flammen die Wachfeuer auf und beleuchten das muntere Bild. Hier die abkommandirten Wasserholer; die leeren Kochgeschirre schlagen aneinander beim Gehen — ein dumpfes, unharmonisches Geläut. Dort schleppen Andere Holz herzu, Jene ausgerissenen Hanf, um die Lagerstätten damit weicher zu machen, für welche wieder Andere kesselförmige Vertiefungen in der Erde ausheben. Allemal fünfzehn, zwanzig Mann gehören zusammen hinein in radialer Stellung, die Füße nach innen gekehrt. Die Offi-

ziere betten sich — aristokratischer Luxus! — auf aus dem nahen Dorfe requirirtem Stroh.

Die Wasserholer kommen zurück, emsig wird gekocht und gebraten nach der Anweisung erfahrener Kameraden. Eigenthümlich, wie wenig der Mensch zum Essen braucht, wenn er nur zu essen hat! Tapfer wird eingehauen beim frugalen Mahl, und ein aus dem letzten Quartier aufgehobener Schluck Wein kommt trefflich zu Statten.

Es dunkelt mehr und mehr, die gerollten Mäntel werden auseinander geschlagen und angezogen; grotesk sehn die langen, schwarzen Gestalten aus im grellen, züngelnden Schein der Feuer.

Der Mond zieht am Himmel auf, Einer geht langsam nach dem Andern, sich hinzulegen; die brennenden Holzscheiter sinken zusammen. Der Reservemann sitzt noch da — einer der Letzten; träumend von der Heimat schaut er in die erlöschende Glut und auf gegen den dunkelklaren Himmel:

„Die Liebe Gottes deckt uns zu"

fällt ihm bei — aber geschwind schüttelt er die Geibelsche Sentimentalität ab, sucht sein Lager und zieht den Mantel fester um sich zusammen: „Ob sie auch wol warm halten wird?"

Mittwoch, den 3. August 1870.

Ein fröstelnder Morgenhauch zieht über die Felder hin und rüttelt die Schläfer wach; schon tönt auch des Feldwebels schnarrende Stimme: „Aufstehn, Ihr Faulenzer! Aufstehn! Feuer machen und Kaffee kochen!“ Geschwind ist Alles auf den Beinen — ein Sichrecken und Sichstrecken rings umher, als gält' es, die Erde aus den Angeln zu heben.

Der braune Trank ist bald gebraut: in siedendes Wasser das Bohnenmehl hineingethan, zweimal aufwallen lassen, mit etwas kaltem Wasser abgeschreckt, und der Mocca ist fertig. Die durstige Zunge prüft das dampfende Gebräu, um trotz aller Vorsicht verbrannt wieder zurück zu fahren; da schnarrt's wieder her vom „Compagniebureau“: „die Corporalschaftsführer zum Briefempfang!“

Erregt springt der Reservemann auf — endlich, endlich ein Gruß aus der Heimat, den er so lange bitter entbehrt; seit er fort ist, hat er noch keine Kunde von seinen Lieben. Klopfenden Herzens wartet er, daß auch sein Name gerufen werde. Richtig — mit vor Freude zitternder Hand öffnet er das dickbeschwerte Couvert.

Allerlei engbeschriebene Blätter fallen heraus — Keines hat sich's nehmen lassen, ein paar freundliche Zeilen zu senden: neben gereifter, fester Männerhand

feine, zierliche Frauenzüge, und auch die steifgemalten Kinderbuchstaben fehlen nicht. Jedes bringt ein besondres liebes Wort, einen herzlichen Zuspruch, erzählt so traulich vom eignen Leben und Treiben. Liebliche Bilder der Heimat werden in dem Reservemann farbenfrisch und lebendig — er vergißt über der Lectüre schier Alles um sich her und fährt unwillig erstaunt auf aus seliger Selbstvergessenheit, da er durch den Ruf zum Dienst gestört wird.

Eben fahren drüben auf der Chaussee die gelben Wagen der Divisionspost in gestrecktem Trabe vorbei; ob Moltke weiß, welche wichtige Proviantkolonne er für seine Armee in der Feldpost besitzt?

Und den Lieben daheim Dank, tausend Dank! Jetzt bietet der Reservemann noch einmal so rüstig und frisch dem ungewissen Loose die Stirn.

Donnerstag, den 4. August 1870.

Brr — schüttelt sich der Reservemann, der unliebsam aus den ersten Schlaf vor Mitternacht erwacht, ein paar dicke Regentropfen aus dem Gesicht — schöne Aussicht! Der Himmel ist rings grau umdüstert, ein Tropfen nach dem andern fällt herunter, erst langsam und spärlich, dann in immer beschleunigterem Tempo. Wenig erbaut sucht er mit dem Kopf auch noch Platz unter dem Mantel zu finden: da hört er, wie der Nebenmann, ein dicker, phlegmatischer Gesell — man hat zwei Waffenröcke verschneiden müssen, um einen für ihn daraus zu fertigen — im Schlafe prustend raisonnirt:

„Donnerwetter! das Wasser weg! Macht keine Dummheiten! Weg, sag ich!"

Er richtet sich schlaftrunken auf, den vermeintlichen Ruhestörer für den Schabernack zu strafen, und wie er drüber munter wird, da legt sich das feiste Gesicht mit so tiefer, naiver Entrüstung über den polizeiwidrigen Regen in zornige Falten, daß der Reservemann herzlich auflachen muß. Mit einem Fluch über Leute, die bei so infamem Wetter noch lachen können, dreht der Nachbar den Wanst mürrisch wieder in den Mantel ein und zieht die Feldmütze so tief als möglich über beide Ohren hinab — in fünf Minuten schnarcht er schon wieder mit einer Energie, als hätte er Franzosengebein durchzusägen.

Ein tristes Gutmorgen heut! Klappernd und schnatternd stehen die Leute herum und schauen mit trübem, vorwurfsvollem Blick aus den katerig eingefallnen Augenhöhlen gen Himmel, der sich nach und nach zu einem gemüthlichen Landregen einrichtet. Mit Mühe wird der Kaffee fertig — das nasse Holz will und will nicht brennen. Die Offiziere treiben zum Aufbruch: drüben beim andern Regiment haben die Bataillone schon umgehängt und treten an. Lange dauerts, bis sie die Chaussee frei gemacht; endlich! Gott sei Dank, nun kann man sich wenigstens etwas warm laufen.

Doch nicht lange gehts auf der glatten Chaussee fort, auf einmal dreht sich die Colonne links querfeldein, direct auf die Richtung der Grenze zu. Ein liebliches Kneten, knöcheltief und darüber, in dem zähen Lehm. Mancher zieht ärgerlich den bloßen Fuß aus dem steckengebliebenen Stiefel hervor, aber fort, fort — kein Aufenthalt wird geduldet; er muß eilen, aus der Havarie sich flott zu machen und tüchtig traben, damit er wieder „in sein Loch“ kommt.

Endlich wieder auf einen Weg, schlechten Landweg. Die Flügelrotten der Sectionen haben es gut, sie gehn auf dem ebnen Bord; die in der Mitte haben aber womöglich noch schlechtere Bahn als zuerst, holprige, kantige Steinschüttung. Aber unerbittlich wird auf „Vordermann“ gehalten; Keiner darf etwa zur Seite auf den besseren Weg hinaus, damit die Colonne sich nicht zu lang ausdehne, die Nachkommenden nicht aufgehalten würden.

Es marschirt sich herzlich schlecht in der Division — die andern Regimenter, auch Husaren und Artillerie sind zugestoßen; jedes Defile, das langsamer zu passiren, hält die lange Zeile in der Mitte und an der Queue gewaltig auf; die Tete marschirt gleichmäßig vorwärts, da geht's dann wieder ganze Strecken im Laufschritt, um „aufzubleiben."

Der Himmel meint's gnädig und läßt nach mit dem Gießen, wenigstens ein Trost! —

Horch, was ist das für ein dumpfes Rollen? So früh kommt doch kein Gewitter? — Wieder und wieder — sollte das Kanonendonner sein, geht's endlich, endlich los? Vorwärts, vorwärts! Erregung spannt die schon ermattenden Kräfte von neuem an.
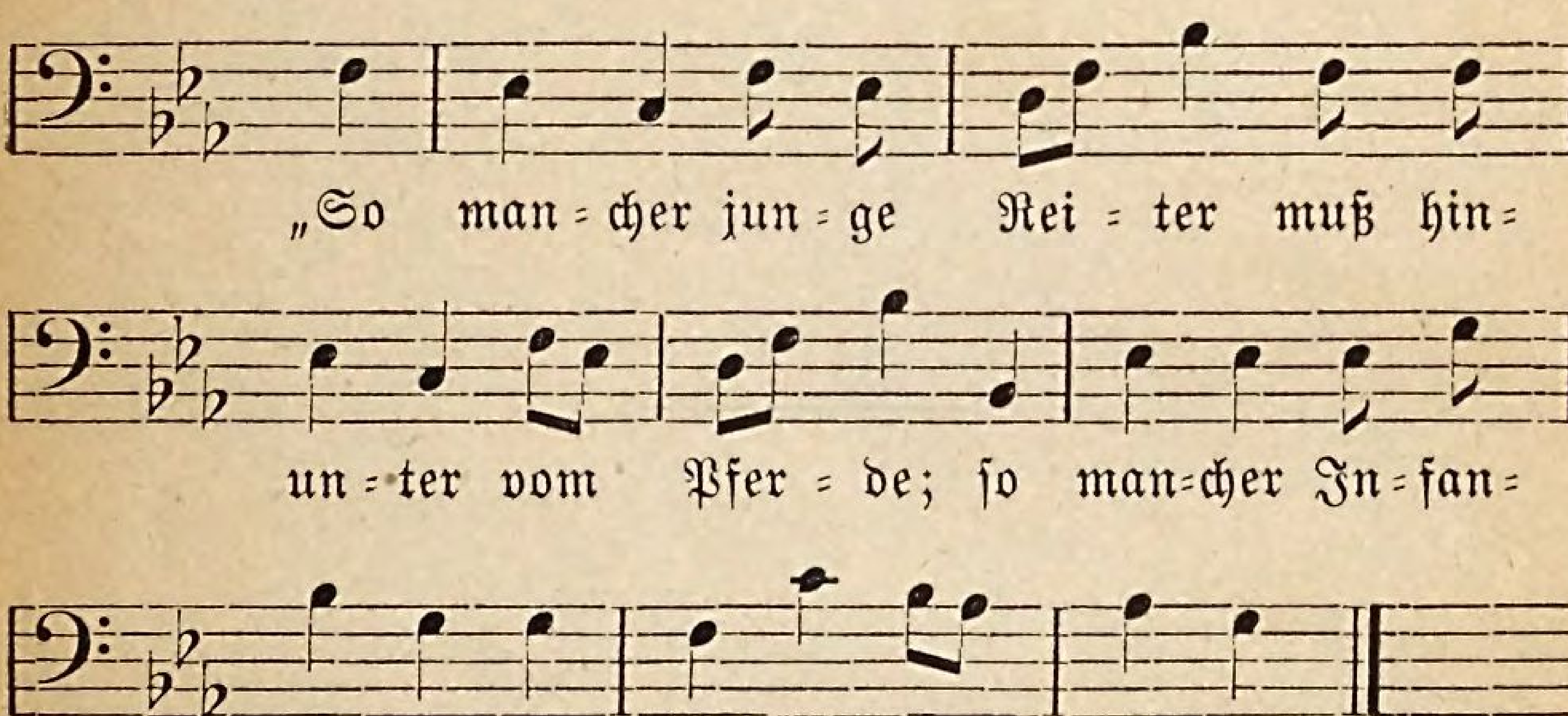
Nun geht's einen Höhenzug hinan, von dort müssen wir mehr hören. Endlich oben und flugs wieder hinunter in das Thal — fruchtbares, gesegnetes Land, das sieht man trotz dem grauen Regenschleier. Drüben jene nächsten Berge müssen schon im Französischen sein.

Jetzt herrscht kein Zweifel mehr, der Donner eben war zu frappant, in dem rollenden Ton hört man deutlich verschiedene Schüsse, die sich ablösen und einander fortsetzen — das war eine Batteriesalve. Dort drüben zu muß ja auch die kleine feindliche Festung liegen, von der man schon immer gemunkelt hatte, es würde da zum ersten Zusammenstoß kommen.

Der Kanonendonner wird lauter und lauter, häufiger und häufiger, auch ein Knattern mischt sich

hinein — sind das die berüchtigten Mitrailleusen oder ist's Infanteriefeuer? Alles geräth in eigenthümliche Aufregung und reckt unwillkürlich die Hälse aus; aber zu sehen ist nichts, unabsehbarer Wald dehnt sich vor dem Horizont aus.

Es geht hinein ins deutsche Grenzdorf, einen stattlichen Ort mit regelmäßig gebauten, schönen Straßen. Von selber wird Tritt gefaßt, fest und beherzt schallt es auf dem Pflaster. Die Soldaten stimmen ein Lied an, ungelenke, aber doch packende Volkspoesie mit einfacher Melodie, deren gemessener Dreivierteltakt sich im Ausdruck entschlossener Resignation mit dem Marschtempo paart:



Dumpf preßt sich der Ton zusammen in der Dorfgasse, dazu das immer lautere Accompagnement der Kanonen. Die Landleute stehen gedrückt vor den Thüren, Weiber und Kinder weinen.

Hinter dem Dorfe ein kurzer Halt: „Bataillon soll chargiren — geladen!" erschallts zum ersten Mal im

Ernst; ein kurzes Rasseln und Klappern der Kammern, und tausend todesdrohende Gewehrmündungen starren in die Luft.

Weiter, noch tausend, fünfzehnhundert Schritt durch die Felder, quer über Eisenbahn und Chaussee hinweg, an der Waldlisiere über einen breiten, trocknen Graben, zur linken Hand führt eine hölzerne Brücke hinüber, hüben und drüben ein kleines Haus; diesseits halten die Grenzjäger noch treue Wacht; jenseits haben die französischen Douaniers längst das Weite gesucht.

So geht es in Feindesland hinein, die Landesgrenze wird unter dem Donner der Kanonen überschritten. Will es Gott, geht's gleich zur ersten Schlacht.

II.

Sommerfeldzug.

Donnerstag, den 4. August 1870.

Vom „Biwak irgendwo in Frankreich" wird heut Abend der Feldpostbrief datirt, welcher nach Hause melden soll, daß man zwar „drin gewesen", aber nicht direct zum Handkuß gekommen sei.

Ein schlechtes Vergnügen, sich „als Reserve" hinter der Schlachtlinie in Busch und Wäldern herumzutreiben, bald hier, bald dorthin gesprengt zu werden in athemloser Hast, daß man nachgerade nicht mehr weiß, wo Einem der Kopf steht. Nun, man hat wenigstens die ersten Granaten gehört, die über die Köpfe hinweg in den Baumkronen sausten und hinten unschädliches Unheil anstifteten; man hat einen Vorschmack bekommen von dem Jammer und Elend eines Schlachtfeldes, vor Leichen und schlimmen Blessuren das Gruseln verlernt, weiter aber auch nichts: dem Feind konnte man nicht ins Auge sehn, der eigne Gewehrlauf ist kalt geblieben.

Der Heißhunger treibt ein Stück Zwieback ein von der „eisernen" Portion — das Beiwort ist kein euphemistisches, es ist wirklich eisenhart — und ein paar unreife, halbgare Kartoffeln ohne Salz und Schmalz. Und welche Wohlthat, endlich zur Ruhe sich ausstrecken zu können auf einem mit Kartoffelkraut bedeckten Düngerhaufen im freien Feld — ein Sybaritenlager, nachdem

man von zwei Uhr Morgens bis in die sinkende Nacht auf den Beinen gewesen.

Nun, unter Frankreichs Himmel wird sich's auch gut schlafen, zumal nach solcher Motion und — auf einem Boden, der hoffentlich die längste Zeit französisch geheißen.

Freitag, den 5. August 1870.

„He, Kamerad Husar, ist das Gehöft vorn sicher?"

„Denk schon, ich war heut früh da in der Nähe; es ist eine Mühle. Der Feind steht drüben, wo die Thurmspitze überm Wald vorragt, dort an der Waldecke der erste Posten. Machen wir zusammen einen Sprung hinüber zum Müller, vielleicht gibt's da etwas zu fouragiren für Geld und gute Worte. Wir Fünfe zusammen können's schon riskiren."

„Topp!" erwidert der Reservemann, der als Patrouille mit zwei Mann in's Vorterrain abgeschickt ist zur Deckung der Compagnie, welche hinten im Dorf requirirt. Die beiden schmucken blauen Reiter, die, den Karabiner schußbereit auf dem Schenkel, durch das hohe Wiesengras daher gesprengt gekommen, pariren nach links und gemeinsam geht es weiter.

Sie befinden sich ganz an der äußern Linie, da, wo die flüchtige Cavalerie den Vorpostendienst versieht. Links am Waldsaum hält eine Ulanenvedette — mit den kokett wehenden Lanzenwimpeln ein malerisch-graziöses Bild; die beiden flinken Husaren sehen auch prächtig aus — jede Reitergruppe allerliebst in ihrer Eigenart. Es ist, als ob draußen im Feld der elegante, stylvolle Schnitt der schmucken Uniformen, der wehenden Schabraken erst recht zur Geltung komme.

Mit Vorsicht und Bedacht, nach allen Regeln der Kunst, wie sie der „kleine Waldersee", des preußischen Infanteristen güldnes Abc, gelehrt, wird das Gehöft und seine Umgebung durchsucht. Famos, die Luft ist rein, die Müllersleute daheim, zwar erschrocken über den plötzlichen Ueberfall, aber doch zitternd beeifert, etwas herbeizuschaffen. Ein Husar und ein Musketier werden gedeckt vorgeschoben; sie spähen aufmerksam aus, damit man vor dem „Abknöppen" sicher sei — die Andern flugs hinein. Das heißt, der zweite Reitersmann zieht vor, auch nicht abzusitzen, er hält vor dem geöffneten Fenster und frühstückt im Sattel.

Köstlich mundet das frische, lockere Weizenbrot zu fettem Käse und saftigem Schinken, der Mühlknapp springt alle Augenblicke hinunter in den Keller, um den Weinkrug frisch aufzufüllen. Auch die draußen werden nicht vergessen: ‚Ablösung vor!' — und mit verdoppelter Energie ziehen die frischen Truppen, Cavallerie wie Infanterie, gegen das lockende Mahl zu Felde.

Die Leute sind ganz zutraulich geworden. Halb furchtsam, halb neugierig äugelt der zwölfjährige Bursch auf Wehr und Waffen der Eindringlinge. Mit den beiden Alten ist der Reservemann in eifrigem Gespräch. Sie schauen sorgenvoll über alle Kriegesnoth und die umdüsterte, ungewisse Zukunft — was wird Alles noch draus werden? Der Reservemann spricht Muth und Trost ein: „Der Krieg wird sich bald nach Frankreich hineinziehen; wenn Ihr Euch ruhig und ordentlich betragt, wird man Euch als deutsche Brüder nicht schlecht

behandeln; und in zehn Jahren wird der Bub da" — er stülpt ihm den Helm auf die weißblonden Haare — „auch ein strammer, schmucker Soldat werden, ein deutscher natürlich!"

Das „Dütschwerde" leuchtet dem Müller herzlich wenig ein: „Wir an der Grenze sind immer schlimm daran, hüt so, morge so. Am Ende isch Alles ens — Steuere müsse mer doch zahle — ob's nu in Sfüe oder Krüzer isch. Unterm Empire ware mer ganz zufriede."

Was macht der mehlbestaubte Knappe für finstere Augen nach dem Fenster hin? Aha — die „moralische Eroberung" beginnt! Das rosige Töchterlein plaudert lustig und ganz vertraut mit dem Husaren draußen, der den linken Arm, auf welchen er die Zügel gestreift, gegen das Fensterkreuz stemmt und mit der andern Hand das von der Müllerin eben vollgeschenkte Glas zum Munde führt. Schau, schau — im jungen Herzen der anmuthigen Elsässerin regt sich zu allererst das Gefühl des stammverwandten Deutschthums; ruhig läßt sie die Hand in der des Soldaten, da er sie gefaßt, als sie das Glas zurücknehmen wollte, und hört lächelnd seine Schönheiten an.

Gut für Dich, weißer Müllergesell, daß der Besuch ein so flüchtiger ist — sonst könntest du am Ende bald in Schubertscher Melodei über

„die böse blaue Farbe"

klagen!

Sonnabend, den 6. August 1870.

Dunkle Nacht breitet sich über Schrecken und Graus der blutigen Wahlstatt.

Am Horizont die rothe Glut brennender Dörfer, drüber der Mond mit starrem gleichgültigen Aug, zeitweise von windgejagtem, zerrissenem Gewölk bedeckt.

Nun endlich der todesmüde Körper Ruhe gefunden, die fieberhafte Erregung, welche ihn den ganzen heißen Tag über in rastloser Spannung gehalten, nachläßt, erwacht das Bewußtsein all des schrecklichen Elends rings umher und füllt das schaudernde Gemüth mit Entsetzen. Der Sturm des Augenblicks, das weiter und weiter treibende Pflichtgefühl ließ im Moment der Gefahr selbst nicht Zeit, sie zu erwägen; craß tritt jetzt die Erinnerung an die tausendfache Todesgefahr, in der man geschwebt, vor die Seele — ein Wunder, wie man ihr glücklich entkommen.

Rings von den Höhen erschallt Trommelwirbel, die schmetternde Harmonie des Zapfenstreichs, darauf

„Nun danket alle Gott."

Aller Augen werden naß bei den schwellenden Tönen des Chorals. Jeder dankt einzeln für sich in seiner Weise — mag die Form eine kirchliche sein oder nicht — seinem Gott dafür, daß eine gnädige Zufallshand ihn erhalten.

Sonntag, den 7. August 1870.

Klar und heiter bricht der Sonntag an, ein wohlverdienter Ruhetag fürwahr nach schwerer Arbeit.

Die Einen stehen munter auf, gestärkt und erfrischt durch süßen Schlummer auf der harten Erde. Mahnen allerorten die Spuren des gestrigen Kampfes in Blut und Verwüstung auch noch lebhaft genug, bei hellem Tagesschein sieht man die Dinge mit andern Augen an. Die trübe, niedergeschlagene Stimmung ist verflogen mit der Nacht; die eigne Lebensfreude, das Sein in der Gegenwart verlangen ihr Recht und helfen rüstig, sich der tristen Eindrücke zu erwehren.

Andre freilich sind nicht so gut daran: die voller Wunden, in ihrem Blut dagelegen die ganze lange Nacht. Nicht Alle konnten noch vor Abend aufgefunden, aufgehoben und versorgt werden; gar Viele liegen noch im Wald, im freien Feld, an dem Ort, an welchem sie gefallen, in qualvollen, schrecklichen Leiden, welche jede unsäglich lange Stunde der Dunkelheit in banger Pein verzehnfacht hat.

Und wieder Andre — vergebens küßt sie der warme Sonnenstrahl auf die bleichen Lippen, umsonst spielt der linde Morgenhauch im wirren, blutgetränkten Haar: sie schlafen einen gar tiefen Schlaf, aus dem sie nichts mehr zu erwecken vermag. Freund und Feind manchmal friedlich vereint — hier welche mit schrecklich ver-

stümmelten Gliedern, erstarrt in verzerrten Geberden, dem Zeichen entsetzlichster Todespein, dort welche in täuschend noch Leben heuchelnder Stellung des Kampfes, in der sie die Kugel überrascht.

Und überall ein Gewirr von zertrümmerten Geschützen, Munitionskarren und Fuhrwerken aller Art, von aufgedunsenen Pferdecadavern und unordentlich weggeworfenem französischem Infanteriegepäck.

In den verwüsteten Dörfern, wo heißer Kampf getobt, rauchen übernächtig zusammengestürzte Trümmerhaufen; gedrängt liegen die zerschossenen Häuser voll von Verwundeten; auf den Straßen stopft sich der nachziehende Troß der siegreichen Armee.

Die lodernden Wachfeuer versammeln Abends in eifrig plaudernden Kreisen die Mannschaft. Die Offiziere mitten drunter — mit dem blutigen Ernst des Krieges hat ein wohlthuendes, kameradschaftliches Verhältniß Platz gegriffen. Alle sind sich einander näher getreten, man hat sich gegenseitig achten gelernt. Die Leute haben Vertrauen gefaßt zu der Tüchtigkeit und Umsicht ihrer Führer, letztere die Ausdauer und die Aufopferung der Soldaten schätzen gelernt. Und der militärische Geist leidet nicht darunter, das sieht der Reservemann mit Freuden; schnell und willig wird jedem Befehl Folge gegeben, für den barsche, brüske Form überflüssig geworden.

Man plaudert von den Ereignissen des gestrigen Tags — lebendig wird im Gespräch die Erinnerung wach. Durch gegenseitige Mittheilung wird das Bild vollständig, da dem Einzelnen das coupirte Terrain allgemeineren Ueberblick versagte, eigne Thätigkeit und angestrengte Aufmerksamkeit auf das zunächst um ihn Vorgehende weitere Beachtung nicht zuließ.

Das Biwak der vorletzten Nacht war mit obligaten Regenschauern versüßt worden. Drum ging's gern zur frühen Morgenstunde — lang vor der Sonne — auf den Weg. Forcirter Marsch einer immer heftiger werdenden Kanonade entgegen; soll es wieder nichts für uns zu thun geben, wie vor zwei Tagen?

Aber nein, die Gefechtslinie dehnt sich ja meilenweit aus — das schickt sich an zu einer Riesenschlacht; für uns wird's da auch schon noch Arbeit geben.

Es war gegen die Mittagsstunde, als das Bataillon auf das Gefechtsfeld einrückte. Der eifrige Commandeur ließ schon bei Zeiten auf ausgedehnter Ebene Angriffscolonne formiren; bei der dadurch entstandenen langen Front zwangen die fortwährenden Schwenkungen die Flügel zum Laufschritt — ein anstrengendes, mühseliges Manövriren. Aber heut wird Keiner ‚schlapp' — Alle wollen dabei sein, und so geht es rüstig durch nasse Gräben, über Hecken und Zäune hinweg.

Das Dorf, welches, von Jägern und dem Schwesterregiment der Brigade besetzt, im feindlichen Feuer stand, ward erreicht. Das Bataillon nahm hinter einer langen Scheune gedeckte Stellung, um ein wenig auszu-

rasten und den Befehl zum Vorgehen abzuwarten. Oben von den Dächern prasselten die Ziegel herunter, von einschlagenden Geschossen zertrümmert. Rasender Schlachtenlärm, Donnern, Rollen, Knattern der Schüsse hüben und drüben, dazwischen das Pfeifen und Zischen der Geschosse, in der Luft die zierlich schattirten weißgrauen Wölkchen der explodirenden französischen Granaten, gefolgt von einem hellmetallischen Knall — das ärgste Gewitter mit seinem Schrecken wäre Kinderspiel dagegen gewesen.

Das feindliche Feuer ward auf einmal heftiger, kam näher und näher, offenbar wurden die Unsern zurückgedrängt. Nun hieß es: „Gewehre in die Hand! Vorwärts!“

Die Fahne wird entfaltet, stolz rauscht das schwere Seidentuch im Winde — sie ist noch jungfräulich, heut ihr erster Gefechtstag; an uns ist es, daß er zum Ehrentag für sie werde. Mit Hurrah wird sie begrüßt, dann gehts mit vor Erwartung klopfendem Herzen hinaus aus der schützenden Deckung im Sturmschritt vorwärts, schräg über die breite Dorfstraße ins offne Feld hinein.

Das Terrain bildet eine sanfte, wellige Anhöhe, meist Kartoffelfelder. Quer durch die Aecker, schräg vor uns, führt eine baumbesetzte Chaussee, die oben in den Wald hinein verläuft, welcher das Plateau krönt.

Aha — das sind die Franzosen — dort, an der Waldlisiere! das heißt, man sieht keinen Menschen, aber auf der ganzen Waldlinie und den obern Theil der Chaussee entlang rauchende Streifen Pulverdampf;

an den dick und weiß sich aufwärts ballenden Wolken erkennt man die Stellungen der Artillerie.

Es geht die Höhe hinan, empfangen von einem wüthenden Kugelhagel. Alles duckt sich, kriecht den Boden entlang, springt von Rain zu Rain, jede kleinste Deckung benutzend. Von Schießen keine Rede, man kann ja nichts sehn.

Jetzt endlich auf einer Höhe mit dem Feind, zwischen uns noch ein ebnes Plateau von zwei- bis dreihundert Schritt Weite. Aber das geht ja in den offenbaren Tod, kein Einziger kommt lebendig hinüber! Es ist, als ob sich drüben alle Feuerschlünde verdoppeln, mit markerschütterndem Gerassel arbeiten die Mitrailleusen auf uns hinein, und auch die Chassepots zischen nicht mehr über die Köpfe hinweg, mit lautem Klatsch schlagen sie vor die Füße, rechts und links im Boden ein, jeden Augenblick fällt Einer, fallen Mehrere.

Die Leute stutzen, werfen sich nieder. Der Zugführer zieht den Revolver:

„Vorwärts, Kerls! Avanciren! Zum Donnerwetter, wir müssen vor! Wer zurückbleibt, dem jag' ich eine Kugel in den Kopf! Vorwärts!"

Da taumelt er mit schrillem Aufschrei und bricht zusammen, eine sichre Kugel hat ihn in die Brust getroffen. Der Reservemann fängt ihn in den Armen auf; des Lieutenants braver Bursche ist auch gleich zur Hand, sie reißen Waffenrock und Weste auf, da zeigt sich die Wunde in der Herzgegend. Die Kugel hat die Taschenuhr zerschmettert, Glassplitter haben die Wunde ver-

stopft. Schnell versuchen sie die Splitter zu entfernen, da quillt ein wenig Blut nach, der Verwundete röchelt, verdreht langsam die starren Augen und ist todt.

Das Bataillonssignal ertönt: ‚Zurückgehen im Schritt und Sammeln!‘

Also abgeschlagen! Verzweifelte Lage, das Feuer im Rücken zu haben! Wie Blei liegts in den Füßen, man möchte lieber liegen bleiben und auf der Stelle sterben.

Der Rückzug geht in Ordnung vor sich, ohne Hast. Aber von der Waldlisiere her Heulen und Geschrei der Siegesgewißheit, laute Hörnerrufe, die wie Spott und Hohn ins Ohr klingen. Gott sei Dank, da tönts wieder: ‚Halt — Front! Avanciren!‘ —

Drüben aus dem Wald wimmelt's hervor in dichten Schaaren unter fürchterlichem Geheul, abenteuerliche Gestalten in afrikanischer Tracht kommen unter grotesken Sprüngen heran mit hochgeschwungenen Bajonetten; wie sie hervortauchen aus dem Pulverdampf, ist's als ließe der Höllenrachen seine Gespenster los. Aber keine Sorge! Jetzt haben unsere Gewehre Zielscheiben, nun heißt es: kalt Blut und Ruhe bewahren!

Sausend fahren Granaten von hinten über unsre Köpfe hin und schlugen im Walde ein; das ist ja unsre Artillerie, die am Dorf Stellung genommen und wacker secundirt; sie demontirt zunächst die Mitrailleusen und wirft Unordnung in das feindliche Gros.

Mit den Plänklern vorn werden wir schon fertig werden: „Niederknieen zum Chargiren! Sucht Euch Deckung! Dreihundertschritt-Klappe! Ruhig anlegen!

Nicht ins Blaue hinein schießen, haltet kurz und nehmt bei jedem Schuß einen Mann aufs Korn!“

„Ha, sie stutzen! Vorwärts und drauf, Hurrah!“

Und „Hurrah!“ gellt es auf der ganzen Linie, vorwärts gehts im schnellen Laufe, die Tirailleurs drüben geben Fersengeld. „Hurrah!“ der Chausseerand ist genommen; der Pulverdampf wogt dicht und dichter, benimmt mit heißem, stechendem Dunst den Athem, aber dafür ist hier sichere Deckung in dem Straßengraben, hinter den starken Bäumen und durch die großen französischen Tornister, hinter denen die Zuaven zuerst auf uns gefeuert; liegen geblieben dienen sie nun als Bollwerk gegen die Eigner.

Mit schwerem, dumpfem Krach schlägt etwas mitten im Zuge ein; ist's eine Granate gewesen, die, explodirend, uns jeden Augenblick alle zusammen zerschmettern kann? Die bange Erwartung löst sich in allgemeines Gelächter: der Hornist hebt triumphirend eine dickbäuchige französische Trommel hoch, durch welche eine Chassepotkugel ein Loch geschlagen.

Aber halt! „Deckt Euch in der rechten Flanke!“ warnt der eilige Befehl, er kommt rechtzeitig genug, um großes Unheil zu verhüten: die Straße herab schütten aus dem Walde die Mitrailleusen ihre verderblichen Kugelgarben. Wehe — wer nicht schnell genug Schutz gefunden, er stürzt zusammen, von zahlreichen Kugeln auf einmal durchbohrt.

Die Leute bergen sich hinter den Bäumen, als gält' es, wider Regensturm und Hagelschauer Schutz zu suchen;

aber der Feind zieht sich in den Wald hinterwärts hinein und gibt die Lisiere preis, noch einmal mit Hurrah vor! — und sie ist auch unser.

Nun war das Spiel gewonnen; die verheerende Wirkung der feindlichen Artillerie war lahm gelegt, es ging fürder in Plänklerketten durch den Wald, ein großes Treibjagen. Freilich, der zähe, kriegsgewandte Feind gab sich nicht allzuleicht, bei jedem Gestell, jeder Lichtung, jeder niedern Schonung wartete unser neuer, erbitterter Widerstand von den sich immer wieder aufstauenden Soutiens, bis zu deren Wirkungsfähigkeit die Tirailleurs uns im Hochwald hinhielten, um dann eilend hinter sie zu retiriren. Und welche Tirailleurs! Zuaven waren die Gegner, und ein Regiment, das sich bei Sebastopol durch die Erstürmung des Malakoff das Recht, seinen Namen zu führen, erworben. Mit der Gewandtheit wilder Katzen fochten sie, jeden Strauch, jeden Stein, jede kleine Terrainfalte benützend, eng an den Boden geschmiegt bis zum dichtesten Herannahen, um dann mit zwei, drei ellenweiten Sprüngen sofort wieder neuen Hinterhalt gewonnen zu haben.

Aber einmal in Bewegung, vermochten sie sich nirgends mehr festzusetzen; langsam zwar, doch unaufhaltsam drängten wir sie vor uns her.

Am Rand einer kleinen Waldblöße lag ein schwerverwundeter französischer Officier — „das ist der Chef des Zuavenregiments,“ heißt es. Unser Oberst naht, springt vom Pferd und reicht ihm die Hand.

»Oh — mon camarade — je n'ai été jamais vaincu — jamais!« ruft der Colonel aus, und bittere Thränen stürzen über seine gefurchten Wangen.

Er wird aufgehoben und in sichre Pflege gebracht.

So tobte der Kampf durch den Wald den langen Nachmittag; endlich ward der Feind mürbe, erst kleinere, dann größere Trupps gaben sich gefangen.

Endlich lichtete sich der Hochwald, es ging hinaus auf freie Ebene, kahle Weideflächen mit wenig Gebüsch besetzt. Vor uns, eine gute Viertelstunde weit auf der Höhe ein Dorf mit weit ragendem Kirchthurm.

„Da, da stecken sie noch!" Starkes Geschützfeuer empfängt uns, wieder mit ungeschwächter Heftigkeit das Rasseln der Mitrailleusen, das Sausen und Krachen der Granaten! Aber auch unsre Artillerie ist durch den Wald gefolgt und nimmt von neuem Stellung, von den andern Seiten hat der Kampf gegen das hochgelegene Dorf wol schon lange gewüthet, es scheint, daß von allen Seiten dahin die Franzosen zusammengedrängt werden. Nun schmettern unsre Geschütze hinein, Brandgeschosse. Das zweite schon zündet im Thurm, ein Dach nach dem andern wird eingeäschert. „Hurrah!" Die feindliche Infanterie retirirt in wilder Flucht, das Artilleriefeuer drüben läßt auch nach.

Drei Uhr ists geworden. Was gibt denn das? Noch kein Ende? — Lange Cavalleriecolonnen brechen hervor aus den Gassen, formiren sich draußen auf dem Plan in glänzenden, schimmernden Reihen. Vorwitzige

rufen: „Die Bayern sind schon drin, das sind bayrische Kürassiere!“ Aber noch ists nicht so weit, es sind feindliche Schwadronen, die zur Attaque gegen uns vorgehen; vermuthlich sollen sie den Rückzug decken.

Sie sausen heran in eisernen dichtgeschlossenen Massen; furchtbar-prächtig machen sich die grellen Uniformen, die schimmernden Rüstungen, auf den blanken Helmen hochwallende rothe Büsche, denen hinten, wie Todtenschleier, lange schwarze Haarkämme nachflattern, Nacken und Rücken peitschend.

Nun, der erste Eindruck ist nicht schlecht, auch dem Ruhigsten klopft es in der Brust, wie sie näher und näher kommen. Jetzt sind sie nahe genug. „Chargiren!“ tönt von Neuem das Commando. „Zielt den Pferden auf die Brust!“

Bei dem Knallen vor ihnen stutzen die Rosse und zögern im Tempo, nur Durchgänger sprengen weiter in wilder Carriere und brechen durch unsre Linie, ohne zu schaden. Die Artillerie wirft einen fürchterlichen Kartäschenhagel hinein, das wirkt noch anders, als unser Feuer, die stattliche Colonne ist im Nu zu einem Chaos geworden, das sich in rasender Eile rückwärts wendet. Aber zu spät, verwundete reiterlose Pferde helfen die Panik vermehren, der Knäuel kann sich nicht entwirren, erbarmungslos wüthen die Geschosse der Artillerie, das Schnellfeuer der Infanterie: der größte Theil wird vernichtet, nur Wenige rettet die Flucht.

Nun erst war der Sieg unser. Und nicht blos hier, auch von den andern Seiten her drangen die Deutschen siegreich vor und erstürmten das Dorf.

Die Sonne neigte sich, aber der goldne Abendschein verblaßte gegen die immer höher auflohende Glut der brennenden Häuser. Die Hornisten blasen „Ruf“, damit das Bataillon sich sammle. Gar kurz und lückenhaft kommen die Compagniefronten heraus, doch finden sich von allen Seiten noch Versprengte hinzu, bei dem heißen Waldgefecht kam man leicht auseinander. Manch erfreutes Wiedersehen findet statt, freilich ertönt oft genug auf die Frage: „Wo ist den der und der?“ die traurige Auskunft: „Er fiel da oder dort, todt!“ oder: „hoffnungslos verwundet“, oder: „Keiner weiß von ihm, er wird irgendwo im Walddickicht liegen und hoffentlich bald Hilfe finden.“

Das Bataillon marschirt ab auf den ihm bestimmten Platz zum Biwakiren. Kaum sind ein Paar Hundert Schritt zurückgelegt — entsetzlicher Anblick: hier liegen in Haufen die französischen Küraßiere, Pferde und Reiter buchstäblich übereinander geschichtet, gräßlich zerfetzt und verstümmelt, von den Explosionen der Geschosse verbrannt und geschwärzt, einzelne Leiber wie angekohlt, die Kleider noch glimmend. Das fürchterliche Bild schneidet so ein in das erschütterte Gemüth, daß alle Freude über den Sieg, über die Erhaltung des eigenen Lebens herabgestimmt wird; in stillgemessener Haltung ziehn die Sectionen daran vorüber, man will den Blick wegwenden und kann es nicht.

Der Abend bricht herein; da kommt eine Reitergruppe den Colonnen entgegen, sie wird überall mit brausendem Hurrah und Schwenken der Helme begrüßt: Der Kronprinz ist's auf seinem Siegesritt über das Schlachtfeld. Auch er schaut ernst über all das Elend ringsumher, so freundlich er wol den begeisterten Zuruf der Soldaten erwidert.

Wohl ihm, daß seine, seines greisen Vaters Hand und Herz rein sind, keine Schuld tragen an dem entsetzlichen Unheil, das unser Sieg im Gefolge hat. Frivoler Egoismus hat es heraufbeschworen über die Völker, um den morschen, wankenden Thron mit ihrem Blut zu leimen. Wie mag der Frankenkaiser wohl schlafen auf die Kunde von dieser Schlacht?

Ein neuer Macbeth, häuft er Blutschuld auf Blutschuld, sucht vergebens eine mit der andern zu tilgen; auch er hat

„Nur einen Sporn, der seines Planes Seiten
Anreizt: den Ehrgeiz, der sich überspringt
Und jenseits fällt."

Den Vormittag gab's noch viel zu thun: das Schlachtfeld zu räumen, die Verwundeten aufzulesen, zu verbinden, weiter zu schaffen, und die Gefallenen zu bestatten.

Lange Gräber werden gemacht, Mann an Mann kommt hinein, Franzosen und Deutsche reihenweise zusammen; eine dünne Erddecke drauf, ein rohes Kreuz daneben, dessen schlichte Inschrift kurz Zahl und Natio-

nalität angibt; der Feldgeistliche oder, wenn keiner zur Stelle, ein einfacher Soldat spricht ein kurzes Gebet und eilends geht es weiter.

Denn die Zeit drängt, in der warmen Luft bilden sich gar schnell aus den verwesenden Leichnamen und Cadavern giftige Miasmen. Es ist kein reeller, derber Gestank, vor dem man sich kurz resolvirt die Nase zuhalten mag; dumpfer, süßlich unangenehmer Schwaden breitet sich wie ein böser Geist unheimlich über das weite Schlachtfeld, mit eklem, giftschwangerem Hauch Alles durchdringend.

So werden beim Einscharren der Todten wenig Umstände gemacht, die Unmasse ließe es nicht anders zu. Dem Reservemann schien auch, als ob es grade schön sei, daß Alle, die den gemeinsamen Soldatentod gestorben, auch jetzt in gemeinsamen Gräbern zusammengelegt werden von der Hand treuer Kameraden, denn auch der Feind als tapferer, tüchtiger Soldat ist außer dem Gefecht, zumal im Tode, ein Kamerad. Es braucht nicht Pomp und Gepränge, sie werden auch so ruhig schlafen.

Unter den ernsten Rythmen eines Todtenmarsches setzt sich von der Höhe der Trauerzug in Bewegung, um die gefallenen Officiere des Regiments in geweihter Erde zu bestatten. Freiwillig schließt sich eine lange Reihe von Soldaten an, die geschwind den von gestern noch arg zugerichteten Anzug ein wenig geordnet. Auf vier kunstlos aus Baumästen gebildete Bahren liegen die Todten, bedeckt mit dem Mantel und grünem

Gezweig, zu Häupten den Helm. Auch der Reservemann hat sich zu den Trägern der einen Bahre gesellt, es gilt, einem humanen, braven Officier die letzte Ehre zu erweisen, der in den kurzen Wochen ihm ein lieber, rücksichtsvoller Freund geworden. Gottlob, er fand einen schnellen Tod, eine tödtliche Kugel mitten in die Stirn.

Es geht ins Dorf hinein, die enge, steile Gasse hinab auf den Friedhof zu. Aus allen Fenstern schauen Blessirte mit blutbeschmutzten Verbänden; wer vor den Thüren kauert und es kann, erhebt sich und entblößt das Haupt; durch die offenen Thorwege sieht man die Unzahl von Schwerverwundeten auf kümmerlichem Strohlager, unter ihnen nach Möglichkeit helfend und die Noth lindernd Samariter des rothen Kreuzes.

Auf dem Friedhof ist das Grab bereitet, das alle Vier gemeinsam auf ihren Bahren aufnimmt. Vom General, in dessen weißem Bart eine Thräne glänzt, bis zum letzten Gemeinen wirft Jeder einen grünen Zweig hinab, damit die schwere, kalte Erde, welche darauf geschaufelt wird, nicht zu fest und dicht auf die drunten drücken soll. Die Musik intonirt einen Choral, Alles fällt ein mit dem noch aus den Kinderjahren bekannten Text.

Dann spricht ein Geistlicher in weitem wallenden Talar zu den „Geliebten in Christo". In weitschweifiger, pietistisch weichlicher Rede warnt er vor „bösem, unbußfertigem" Tod, lobt „frommergebenes Dahinscheiden im Herrn" und dazu die „allgütige, allerbarmende Gottesgnade gegen den christlich-gerechten Krieger,

der treugehorsam seinem König im heiligen Kampf gegen das gottlose Baalsvolk gefallen".

Nach ihm steigt ein Andrer auf den verrasten Grabhügel, der als Kanzel dient; eine militärisch-straffe Gestalt im knappen, schwarzen Rock, die Brust mit Orden geschmückt. Mit fester, energischer Geberde wirft er eine violette Stola um die Schultern und verrichtet die vorgeschriebenen Bräuche seines Kultus, da einer der Begrabenen seines Glaubens gewesen. Dann spricht er in schlichten, soldatenhaft kurzen Worten, aus denen nicht nur gereifte allgemeine Lebensweisheit, sondern auch manche Erfahrung als Feldseelsorger in früheren Kriegen hervorklingt. Es ist, als habe er sich des Valentin letzte Worte zum Text erwählt:

„Ich gehe durch den Todesschlaf
Zu Gott ein als Soldat und brav."

Ohne allen confessionellen Anklang ist seine Rede; er holt für seine Zuhörer nicht Trost aus nebligen Sternesfernen, kernig und beherzt rechnet er mit der Gegenwart, mit dem Diesseits. Er weist auf das hin, was bis jetzt gethan, was noch zu thun sei: Das Ehrengedächtniß der Gefallenen müsse den Uebrigen ein Sporn sein, auch fernerhin redlich ihre Pflicht zu thun, um den schweren Krieg, eine Gottesgeißel für uns, wie für den Feind, bald zu gedeihlichem Ende zu führen.

Einfach, ohne alle künstliche Salbung klingt sein Schlußgebet; sichtlich sind Aller Gemüther gestärkt und erhoben durch die Mahnung eines echten ‚Soldatenpastors'.

Der Weg zu andern Truppentheilen, bei denen der Reservemann sich von dem Ergehn dort stehender Freunde Auskunft erholen will, führt ihn über die Höhen hinaus, mit deren Einnahme diesseits der Kampf beschlossen gewesen. Auch jenseits dehnt sich das Schlachtfeld unabsehbar weit; überall noch Elend genug.

Hier liegt neben einer zerbrochenen Lafette ein französischer Artillerieoffizier, dem eine Granate die Beine zerschmettert hatte. Gierige Insecten sitzen an seinen Wunden, schwirren um sein Gesicht, der Aermste lebt noch und stöhnt unter entsetzlichen Schmerzen im Sonnenbrand.

»Pour l'amour de Dieu camarade, un coup de sabre! Finissez ma vie, finissez les douleurs, qui me tourmentent indiciblement! Grâce, un coup de sabre! Tuez moi, je vous en implore!«

»J'en suis hors d'état, mon ami. On va venir vous sauver — mais voilà le dernier trait de mon bidon, tout, que j'ai communicable.«

Er sog mit gierigem Munde: »Mille remerciments, mon camarade — oh — cela rafraichit!«

Sorgsam deckt der Reservemann ihn zu mit einem Stück Zeltleinwand und eilt, für ihn Hilfe zu finden.

Dort zu beiden Seiten eines umbuschten Hohlweges todte Infanteristen, hier rothe Pluderhosen, drüben dunkelblaue Röcke mit gelben Achselklappen, die Opfer eines erbitterten Kampfes, der hart Mann an Mann

gewüthet. Der Tornister eines Zuaven ist von suchender Hand aufgerissen, die nach frischer Wäsche geforscht, einem dringenden Bedürfniß in den heißen Tagen. Achtlos ist ein Päckchen Briefe und Photographien bei Seite geworfen; der Reservemann hebt's auf. Schau, der arme Bursch hat treulich die Bilder seiner ganzen Familie bei sich getragen, alle Briefe, die er von kindauf bekommen, von dem Blättchen, auf welchem mit zitternder Hand die Großmutter dem Knaben zur Firmelung gratulirt, bis zu dem letzten Segenswunsch, den die sorgenden Eltern ihm kurz vor den Ausmarsch aus der Garnison geschrieben; auch zärtliche Liebesbriefchen sind dabei, die alle beginnen:

»Mon cher Charles, je t'écris ce petit mot —« und »ce petit mot« ist allemal vier, auch sechs engbekritzelte Seiten lang. Das Bildchen der »bonne amie« zeigt ein suffisantes Kammerkätzchen mit gar weltlichem, schelmischem Aug; ob sie wol des fernen Geliebten schon vergessen, der hier unerkannt unter Tausenden vermodern wird?

Gern stellte der Reservemann den Angehörigen des kleinen Zuaven den Nachlaß zu, wenn es nur anginge! So legt er Alles wieder zusammen und schiebt das Päckchen dem Todten in den Brustlatz; mag er es auf dem Herzen mit in das Grab nehmen!

Montag, den 8. August 1870.

Das Schutzdach des dreischläfrigen Beutezeltes hat gegen den strömenden Regen der Nacht doch nicht recht standgehalten; in dicken, schweren Tropfen sickerte das Wasser durch und trieb die Insassen schon bei Zeiten auf. Am mühselig unterhaltenen Feuer, dessen brenzlicher Qualm das Auge zu Thränen reizt, wird in kurzen Zügen der heiße Kaffee eingeschlürft, welcher den ‚eisernen' Zwieback nur nothdürftig zu erweichen vermag. Verdrossen hört der Supernumerarius mit halbem Ohr und entsetzlich schmutzigem Gesicht den meterelogischen Deductionen des Urgermanen zu, welcher in unerschütterlicher Ueberzeugungstreue zu beweisen sucht, daß zahlreiche atmosphärische Niederschläge die unausbleibliche Folge großer Schlachten seien, da der Kanonendonner, die Entwicklung der Pulvergase und die Reibung der zahllosen Geschosse in der Luft kolossale Mengen von Electricität erzeugten, welche das Ergießen immenser Regenmassen zur Folge hätte. Es würde noch einige Tage so fort gehn.

Einerlei, wenn's überhaupt nur fort ginge! Längerer Aufenthalt auf dem übel inficirten Schlachtfeld scheint nachgerade doch bedrohlich; die Miasmen weiter und weiter schreitender Verwesung so vieler Cadaver — denn auch die dünne Erddecke der bereits eingescharrten beginnt durch das Entweichen der sich entwickelnden Gase

in klaffende Risse zu bersten, die der Regen noch weiter ausspült — sie werden von Stunde zu Stunde dichter, widerlicher. Bei Schwachnervigen stellt sich schon Ekel und Uebelkeit ein.

Das Zeichen zum Aufbruch ward darum mit Freude begrüßt, geschwind das durchgeweichte Lederzeug, der klatschnasse Tornister umgehangen. Rüstigen Schrittes ging's durch den zähen Lehm der Ackerfelder, dann auf schlüpfrigen Waldweg; zunächst ziemlich in derselben Richtung rückwärts, in welcher man vorgestern das Terrain in der Schlacht durchmessen.

Im Walde lagen noch viele Leichen umher, Sanitätsdetachements waren noch mit Aufsuchen von Verwundeten beschäftigt. An der Waldlisiere, an welcher der Feind den ersten, erbitterten Widerstand geleistet, von wo er aus seiner sicheren Stellung nur durch den fingirten Rückzug herausgelockt werden konnte, bot sich ein grauenvoller Anblick. Da stand auf einer kleinen Lichtung ein riesiger, hünenhafter Spahi, von Kopf bis zu den Füßen in den weißen Burnus eingehüllt; ausdruckslos starrten die leeren Augenhöhlen aus dem blaulichen, blutbedeckten Gesicht, das zweifellos ein Granatsplitter so entsetzlich zerfleischt hatte. Zwei Krankenträger waren im Begriff, ihn wegzuführen: wie ein angeschossenes Wild sich ins tiefste Dickicht verbirgt, um dort ungestört und einsam zu verenden, hatte er sich verkrochen; jetzt erst, nach vollen sechsunddreißig Stunden, war er zufällig gefunden worden, und der Mensch lebte noch!

Scharf hob sich die weiße Gestalt ab vom grünen Tannengeäst, ein gräßliches Gespenst, das als letzter Eindruck der blutigen Schlacht für immer im Gedächtniß haften wird.

Die Regenwolken klärten sich allgemach vor dem Morgenblick der Sonne, weiter und weiter ging's hinein in das offene Land. So friedlich und still lag das Dörfchen mit altersgrauem Kirchthurm da, das erst vor kurzen Stunden der Schauplatz des Eingriffs in den heißen Kampf gewesen.

Spät Abends bot sich ein stattlicher Ort als ersehntes Cantonnement. Aber eh es in die Quartiere ging, noch stundenlanges Herumstehn in den langen Straßen. Dichtes Gedränge: lange Train- und Artilleriecolonnen polterten vorbei, ganz harmlos schauten die braunen Gußstahlläufe drein mit ihren aufgeschnallten Lederkappen vor der Mündung, als läge es ihnen wer weiß wie fern, je in Feuer und Eisen den Tod zu speien.

Es ist da schwer, im Gewühl Ordnung zu halten; demjenigen den Vorrang zu geben, der wirklich die meiste Eile hat, den ungeduldig weiter Strebenden zurückzuhalten, bis an ihn die Reihe gekommen, das Verstopfen der Straßen zu verhüten. Der allgemein respectirte Armeegensdarm ist's, am Ringkragen mit metallnem Nummerschild auf der Brust kenntlich, der hier als unerbittliche Wege-Polizei amtirt; mit fast souverainer Autorität ausgestattet, darf er mitunter alle sonst so strenge Rangordnung außer Augen setzen. Lauter straffe, im Dienst

ergraute, stattliche Männer sind's, welche diesen Dienst handhaben.

Da hat zum Beispiel Einer drüben die Doppelglieder eines auf die Quartierbillets harrenden Bataillons hart an die Mauern zurücktreten lassen, um einer Colonne auf dem Straßendamm Raum zu schaffen, die durchpassiren muß. Der Bataillonschef war grade nicht zugegen; zurückgekehrt poltert er zürnend über die ohne seinen Befehl vorgenommene Veränderung der Stellung und befiehlt, wieder vorzutreten. Da donnert ihm der Wachtmeister in stoischer Ruhe ein erneutes: „Zurück!" entgegen; „Hier befehle ich, Herr Major; die Infanterie bleibt an den Häusern stehn!"

Endlich kamen auch für uns die Billets, o weh! auf zehn, fünfzehn, ja gar zwanzig, auch dreißig Mann! Da wird man sich gut einpökeln müssen. Aber was hilft's? man ist wenigstens unter Dach und Fach, kann halb entkleidet auf dem Strohlager dem Körper eine etwas bessere Erholung gewähren, als es seit sieben Nächten im Biwak möglich war.

Dennoch ging's erst spät zur Ruhe. Die Gelegenheit wird fleißig benutzt, in den Läden für schweres Geld der schon bedenklich abgerissenen Fußbekleidung nachzuhelfen, auch in den »brasseries«, worunter der Franzose nicht etwa blos Brauereien, sondern auch Schankhäuser versteht, für dito schweres Geld ein Glas abscheulich jungen »bière de Strasbourg« von unvergohrenem Würzegeschmack zu ergattern.

Bis zur Mitternachtsstunde waren alle Läden, alle öffentlichen Locale überfüllt, die Verkäufer wußten nicht, wohin zuerst Antwort geben. Auch in der »pharmacie« ging's lebhaft her. An der Straßenecke fielen die großen, doppelten Schaufenster mit ihrem bunten, mannigfachen Kram an Riesenflaschen mit farbigen Flüssigkeiten, ausgestopften Thieren, Droguen und chirurgischen Instrumenten vor Allem in die Augen. Nach einer Apotheke soliden deutschen Zuschnitts sah den ehrlichen Soldaten das Ding nicht aus, wol aber nach einen Laden, in welchem Alles zu haben sei. Die Flagge der Genfer Convention über der Thür schützte den armen Provisor, einen des Deutschen nicht mächtigen Vollblutfranzosen, vor der Sturmfluth stürmischer deutscher Fragen nicht, die Socken, Wurst, Hosenträger und Semmel, ja, wer weiß was noch Alles von dem Stiefsohn Aesculaps verlangten. Verzweifelt sprang das Männlein hin und her, zum endlosen: »Rien du tout, du tout, du tout . . . . .« erhob es die Stimme bis in die höchsten Fisteltöne und zuckte die hochschultrigen Achseln, um sein gänzliches Unvermögen der Barbareninvasion gegenüber auszudrücken.

Der Reservemann drängte sich durch bis an den eleganten Mahagonitisch, hinter dem der geängstigte Pharmaceut sich nach Möglichkeit mit Stativen, Retorten und Büretten verschanzt hatte, und verlangte die Ingredientien zu Brausepulver.

»Brausse? Brausse? Comment? Rien du tout, du tout« krächzt unter Aufbietung der letzten Stimm-

mittel der Cernirte und langt mit krampfhaftem Griff nach dem Stempel des großen Mörsers zur eventuellen Vertheidigung: »Point du . . . .«

»Quoi, monsieur?« herrscht der Reservemann ihn an; »vous nommez cela une pharmacie, et vous n'avez pas même de poudre . . . . de poudre . . . . de poudre à . . . ja, Donnerwetter, was heißt Brausepulver?!"

Die ungeduldige Soldateska wird ernstlich ungehalten, da sie sieht, daß bei dem störrigen ‚Kaufmann' nicht einmal ein Paar französische Brocken etwas vermögen. „Schmeißt dem Kerl seine Rippen entzwei! Zu was macht er die Bude auf, wenn er nichts hergeben will?"

Der Apotheker stöhnt und wird kreideweiß vor Angst, dicke Schweißtropfen treten ihm auf die Stirn: »O messieurs, qu'est-ce que vous pensez? Il n'y a dans cette maison ni d'armes, ni de poudre . . . grâce — rien du tout, du tout, du . . . .«

»Ah! pardon, monsieur; c'est toute une autre chose que je demande; c'est du . . .« — o, Meidinger und Plötz, wie rächt Ihr Euch heut bitter an dem faulen Tertianer, der regelmäßig die französische Stunde zur Homerpräparation verwandt; in Himmels Namen, was heißt Brausepulver?

„Schlagt dem Hallunken seine Töpfe in Scherben!" tönt's vom Eingang her; den zitternden Händen des

Apothekers entfällt mit dumpfem Krach die Mörserkeule, wankend klammert er sich an den glänzenden Messingständer der Wage fest. »En vérité, messieurs, pas de poudre, pas de fusils, pas de canons dans la maison — rien du tout, du tout, du . . . .«

Da durchzuckt ein rettender Gedanke den Reservemann; er ergreift ein Blatt Papier, wirft mit dem Bleistift einige Zeichen darauf hin — große römische Buchstaben mit kleinen arabischen Ziffern dran — und hält sie dem Provisor vor die Nase. Göttliche Chemie, deren geheimnißvolle Kabbala eine Universalschrift ist, übersetzbar in jede Sprache der civilisirten Welt, allgemein verständlich, wie der Händedruck des Freimaurers; Dank dir, daß du in diese bedrohliche Irrniß Licht gebracht! Der Apotheker, welcher die schnelle Handbewegung für die Eröffnung der thätlichen Offensive gehalten und mit einem erlöschenden Blick der Verzweiflung nach links erwogen, ob ein Rettungssprung durch die großen Spiegelscheiben, über die hohen Glasgefäße hinweg ein räthliches, ausführbares Wagniß sei: er liest die Zeichen, athmet beruhigt auf und wischt mit der Linken den Angstschweiß von der Stirn.

Er nimmt das Blatt: »Oh, Dieu merci — maintenant je comprends; bicarbonate de natron — acide tartrique — sans doute vous demandez des ingrédients de poudre gazeuse, n'est — ce pas, monsieur?«

»Voilà tout, mon ami, s'il vous plaît.«

»Naturellement, monsieur, on va vous servir — erreur fatale de mon côté —«

»Et ignorance fatale du mien —«

»O monsieur, ignorance?« wiederholt er mit verbindlicher Entrüstung; »un savant, qui connaît les termes chimiques? Je suis enchanté de faire la connaissance d'un collègue du métier, ou peut — être d'un médecin de l'armée —«

»Pardon, monsieur; je suis simple soldat, mais néanmoins un peu chimiste.«

Daß es der Reservemann sich angelegen sein ließ, die Kameraden über den wahren Charakter des ‚Kaufladens' aufzuklären, daß eine Flasche feurigen Bordeaux's den Dank des geretteten Apothekers realisirte, versteht sich von selbst. Hell klangen die Gläser im gemüthlichen Hinterstübchen der Apotheke auf die edle Wissenschaft, welche ihre Jünger trotz nationaler Zwietracht kosmopolitisch verbrüdert.

Donnerstag, den 11. August 1870.

Zwei Tage und Nächte hindurch hat's geregnet mit zäher Beharrlichkeit.

„Wie in der Einleitung zu einem Dickensschen Roman“, meinte der Reservemann zum Urgermanen.

Der strich sich ärgerlich die nassen Tropfen aus dem langen, blonden Bart. „Freilich, in warmer Stube, hinterm Ofen liest sich das prächtig, zumal wenn draußen der Regen ans Fenster klascht und der ohnmächtige Zorn des Unwetters das Gefühl, im sichern, trocknen Nest zu sitzen, noch behaglicher macht. Aber hier ‚in Schlafstelle bei Mutter Grün‘, draußen zu liegen in dem Hundewetter, das ist kein Spaß.“

„Ja, schlimmer, als es diese Paar Tage gewesen, kann's wohl nimmer kommen.“

„Ein fauler Trost, da wir aber keinen bessern haben, mag er gelten. Vorausgesetzt, daß Ihre Feldflasche noch nicht leer ist.“

Brüderlich ward sie hingereicht. Der Urgermane äugelte hinein: „Aha!“

Er setzte an zu langem, innigem Kuß. ‚Mit diesem Trank im Leibe‘ ließ er sich ruhig den Vorwurf gefallen, daß seine Wetterprophezeiung sich wie ein böses Verhängniß an unsre Sohlen geheftet, trotzdem wir doch schon drei Tagemärsche vom Schlachtfeld wegkilometert

haben, sogar die ‚Wasserscheide‘ der Vogesen längst hinter uns liege.

Das Vollgefühl des ‚glänzenden Sieges der Wissenschaft‘ trat als überlegenes Lächeln auf die urteutonisch umbuschten Lippen. „Aber Spaß bei Seite, unter gewöhnlichen, philisterhaft geordneten Verhältnissen würden drei Stunden in solchem Unwetter ohne darauffolgenden steifen Grogk —“

„Ja, heißen Fliederthee,“ warf der Supernumerarius schüchtern ein.

„Und obligaten Wäschewechsel den unsterblichsten Schnupfen —“

„Siehe Heinrich Heine, Nordseecyclus mit rührend hervorlauschender Schulter“ unterbrach ihn der Reservemann.

„Rheumatismus, Grippe und so weiter unfehlbar erzeugt haben,“ fuhr der Urgermane mit nachdrucksam erhobener Stimme fort — er liebte nicht, sich unterbrechen zu lassen; „aber der Soldat hat nicht Zeit, mit solchen Allotriis Luxus zu treiben, unerbittlich —“

„An die Gewehre! Umhängen!“

Geschwind kam Leben in die rastend plaudernden Gruppen auf den Rendezvousplatz, und, um die Rede des Urgermanen, der nun einmal nicht zum Aussprechen kommen sollte, zu vervollständigen: unerbittlich gehts weiter und weiter.

Denn Mac Mahon macht lang und länger. Als vorgestern von grauen Nebelschleiern umzogen das Gebirge vor uns lag, der Einschnitt zwischen zwei steilen Felsgraten

schon von Weitem den Paß markirte, da hieß es: „Nun, da wird's noch was setzen, das Defile kann er ja mit Leichtigkeit verlegen.“ Aber es ging friedlich ins Biwak auf dem feuchten Wiesengrund der sich mälig zwischen den Bergen verengenden Schlucht; Waffenrock und Hemd wurden nothdürftig ausgerungen, um in der Nacht von neuem naß zu werden.

Des andern Morgens hinein in den Paß. Der Weg war bindiger, braunrother Sand, das Verwitterungsproduct der riesigen Felsquadern, die sich rechts zu hoher Wand aufthürmten, grotesk zerklüftet, und auf der Höhe prächtiger Urwald von Tannen und Lärchen trugen. Zur Linken zwischen grünen Matten ein schmaler Wasserfaden als Ueberrest des gewaltigen Stromes, der hier einmal vor Jahrtausenden sich den engen Pfad erzwungen; dann eben so steile Bergwand von Nadelholz gekrönt. Im Thal und in den Seitenschluchten das üppig frische Grün des Laubwaldes.

Das ganze Landschaftsbild, obwol stets eng umrahmt, trug einen wildromantischen, fast trotzigen, störrischen Charakter. Die Kinder des norddeutschen Flachlandes machten große Augen, da sie hier zum ersten Mal das starre, nackte Urgebein der Mutter Erde sahen; aber auch dem schon mehr Verwöhnten bot die Wildniß unendlichen Reiz. Köstlich frische Luft — die Regenschauer trugen den kräftig harzigen Waldesodem von oben hernieder, von Zeit zu Zeit mündete in moosiger Felsschlucht ein steiler Fußpfad auf den Weg, oder ein sprudelnder Quell ergoß seine eisige, perlende Fluth

über das Gestein, in kecken Cascaden die schroffen Hänge überspringend, unten in ausgehöhlter Spalte sich zum klaren Spiegel ansammelnd, welchen träumerisch nickende Farrnwedel überdachten.

Hoch oben an den waldigen Kuppen hing der weiße Nebel phantastisch zusammengeballt, wallte hin und her, als hafte er lose in den Baumkronen. In den darüber ragenden abenteuerlichen Formen der nackten Felsspitzen meinte man gewaltige altersgraue Burgruinen zu sehn, ein Nideck, wo nach der Sage das Riesengeschlecht hauste, dessen Töchterlein vielleicht hier im Thalgrund den Bauer sammt Pflug und Gespann als Spielzeug in der Schürze zusammengerafft?

Der Urgermane schwelgte in Erinnerungen der Vorzeit und citirte mit antiquarischem Behagen die Stabreime des Heldengedichtes, nach welchem grad in diesem Thale der grimme Hagen einen gewaltigen Zweikampf bestanden.

Von menschlichen Bewohnern dieser Wildniß wenig Spuren; nur einmal links ‚im kühlen Grunde‘ eine einsame Mühle, hin und wieder oben in den Seitenschluchten ein ärmliches Bauernhaus, dessen Insassen sich furchtsam-neugierig bis an den äußersten Rand der steilen Felsen drängten, um auf die Kriegerschaar unten herabzuschauen. Nur ein genügsames Geschlecht kann hier unter Entbehrung und Mangel das Leben fristen. Dem Reservemann wurden in der Erinnerung die Gestalten der »Histoire d'un paysan en 1789« lebendig, welche in anspruchslosem, fast markig-deutschem Styl erzählt, wie das blutige Frühroth der großen

Revolution auch hier in die schattendunkelen Schluchten des Wasgaus hinübergestrahlt und gezündet.

Immer düstrer ward der Himmel, je mehr der Paß sich erweiterte und wieder freieren Umblick bot. Der Abend kam zeitig hergezogen mit neuen Regenwolken im Geleite; und als die Berge immer weiter zurücktraten, endlich sich rechts und links wandten als Ostgränze der hügeligen Ebene, auf welche das Thal ausmündete: da goß es in vollen Strömen. Durch das holprige Gäßchen des am Ausgange des Passes liegenden Dorfes ging's auf die Aecker hinaus, wahrhaftig ins Biwak!

Der Urgermane schaute grimmiger als der grimme Hagen, aber er dachte an keine Stabreime mehr, stumm und verdrossen legte er Hand mit an beim Hüttenbau aus Baumästen und Zweigen, die wenigstens nothdürftig für die Nacht Schutz gewähren sollten. An den Wachfeuern, deren wenigere größer als gewöhnlich angelegt wurden, damit sie nicht der Regen ersticke, brodelte blos Kaffee; von Fleisch keine Rede; auf den Paar Linien durchs Gebirge konnten die Proviantkolonnen nicht sobald herangezogen werden.

Außen peischte der Regen auf das Fell, innen knurrte der hungrige Magen, dabei seit achtundvierzig Stunden nicht trocken geworden: da hieß es, energisch die Zähne zusammenbeißen, damit der Humor Oberwasser behielt. Mit dem frommen Stoßgebet, daß in T . . . . . s Namen die Nacht bald vorübergehen möge, zog der Reservemann unter der Tornisterklappe einen rothen Fez hervor, das Beutestück der letzten Schlacht.

Vor acht Tagen hatte er noch die siegestrunkene Glatze irgendeines unüberwindlichen Turco geschmückt, jetzt zog ihn der deutsche Krieger über die Ohren, so tief es nur gehen wollte und bettete sich zu den Kameraden unter das Laubdach in eine Kartoffelfurche.

Allah il Allah! — wie kann es nur so regnen, so unmenschlich gießen! Ja, wer mit der Kopfbedeckung auch den stoischen Fatalismus des Mohammedaners anziehen könnte!

Sachte, aber unwiderstehlich spülte das Wasser den Abhang hinunter durch das weiche Erdreich, ein ganzer Strom ergoß sich auf einmal die Furche entlang, zum Kragen hinein, den Nacken und Rücken hinunter.

„Huuu!" sprang der Reservemann auf, der gewaltsam die Augenlider zugepreßt, um sich selber etwas Schlaf vorzulügen; „das ist doch zu arg!" Er hatte im Augenblick die nur zwei Fuß hohe Bedachung vergessen, krach, stürzt der ganze windige Bau ein, dessen Fundament auch inzwischen vom Wasser unterminirt worden.

Unter Schelten und Fluchen krabbeln sich Alle unter den prasselnden Geäst hervor; schluchzend bricht der lange Einjährige, ein blutjunges Bürschlein, das nur auf flehentliche Bitten vom Hauptmann mitgenommen worden ins Feld, in die rührend kindliche Klage aus:

„Ach, wenn das unsre armen Eltern wüßten —"

Ein Bild des Jammers, mühte er sich in triefender Hilflosigkeit, die langen Beine mit den unglaublich weiten, erschrecklich krummgelaufenen Stiefeln dran aus den Zweigen zu befreien.

„Ach, wenn das unsre armen Eltern wüßten —“

Der Reservemann hegte einen praktischeren Wunsch: „Wenn der Fez doch so groß und weit wäre, daß du ganz und gar hineinkriechen könntest“, denn der dichte Filz ließ keinen Regen durch.

So goß und goß es die lange Nacht hindurch; es war ein Stöhnen und Aechzen durchs ganze Biwak, als der Reservemann zähneklappernd und am ganzen Körper schaudernd durch die Lagergassen schritt, da er nimmer zu liegen vermochte.

„Halt! Werda!“ rief ihn der Posten der Brandwache an, der ob der fremdartigen Kopfbekleidung ihn schier für einen „feindlichen Ueberfall“ gehalten. Auf dem Rückweg streckten sich ein Paar lange, schlottrige Beine vor ihm quer hinaus. Er spähte ihnen nach, bis er in einem Knäuel von Leuten, die sich eng zusammengelegt, den dazu gehörigen Rumpf entdeckte:

„Ach, wenn das unsre armen Eltern wüßten —“ wimmerte es aus dem Haufen hervor; richtig, der Freiwillige war's, der sich eine andre Lagerstatt gesucht hatte.

Aber die Nacht ward auch überstanden; und als heut Mittags unter rauschender Musik das Regiment in die erste feindliche Stadt einmarschirte, da sah man der straffen, männlichen Haltung nichts mehr an von den Strapazen.

Im Quartier hat man sich auch ordentlich ausgewärmt und gestärkt, die gründliche Waschung nicht zu vergessen, und hinten in der Wandnische locken die schwellenden Kissen des mächtigen Bettes:

„Freud' muß Leid, Leid muß Freud haben.“

Sonntag, den 14. August 1870.

Etwas muß schon dran sein an der bodenlosen Sündhaftigkeit des Menschengemüths, das in schlechten, irdischen Lüsten verderbt nur Zeitlichem nachjagt, anstatt in demüthig verhimmelnder Selbstentäußerung die Sinne abzutödten: Keiner kann wenigstens heut Abends ein Gefühl ärgerlichen Neides unterdrücken, der von der Höhe des Biwaks aus hinunterschaut auf die zu Füßen sich weithin erstreckende Stadt mit ihren Kuppeln und Thürmen, auf das lebhafte Treiben in den Straßen. Häßliche Selbstsucht, die so geschwind vergessen mag, daß man es selber vor ein paar Tagen grad so gut gehabt, während Andre draußen liegen mußten!

Mit der Abtödtung des Fleisches ist es eine eigne Sache. Der Reservemann saß am Feuer und schöpfte den Schaum von dem sprudelnden Kochgeschirr, das Fleisch, Reis, Kartoffeln zugleich enthielt, wer weiß, wie lange schon die einzige tägliche Kost, wenn es überhaupt die nur gab. „Wie weit man es doch bringen kann!“ dachte er eben; „alle Tage dasselbe Menu, der Gaumen macht gar keine Ansprüche mehr, wenn der Magen nur gehörig voll wird.“

Da stieg auf einmal ein pikanter Geruch in seine Nase. Ueberrascht sah er auf: „Alle Wetter, wo kommt denn das her? Ah, Sie Teufelsjunge, wo haben Sie das erwischt?“

Der lange Einjährige, der gegenüber am Feuer kauerte, vor sich auf der Gluth den Kochgeschirrdeckel, in welchem auf eben zerschmelzenden Speckwürfeln ein Stück Leber anfing zu prasseln und zu zischen, schnitt Kartoffelscheiben hinein und bedachte das Ganze mit einer tüchtigen Prise Salz. „Hm" — er versuchte ein pfiffiges Gesicht zu machen — „einflußreiche Verbindungen, Connexionen beim Bataillonsschlächter .... es wird für Zwei langen, wenn's beliebt —"

„Junger Mann —" des Reservemannes Stimme zitterte vor Rührung und Dankbarkeit, „wenn das Ihre armen Eltern wüßten —"

„Aber Sie müssen auch nicht immer foppen!"

„Nein, ich foppe nicht, niemals — bei Gott, wenn das Ihre armen Eltern wüßten, sie wären stolz auf ihren Sohn, auf sein gutes Herz . . ."

Wo blieb die geträumte Gleichgültigkeit der Zunge? Vor einem Stückchen gebratener Leber schwand sie dahin, deren trotz primitivster Bereitung köstlicher Wohlgeschmack selige Kinderträume aufsteigen ließ von allerlei appetitlichen Gerichten, wie sie nur Mütterleins Küche zubereiten konnte; halbvergessene Erinnerungen, die ihr das entmenschte Herz, den spartanisch verhärteten Gaumen des rauhen Kriegers lindertet, ihn der Cultur und Gesittung wieder gewannet —

Das übermannende Gefühl ließ den Reservemann nicht zum Ende seines Gedankens kommen, oder hatte er sich in der Hast an einem zu großen Bissen verschluckt?

Dienstag, den 16. August 1870.

Seit einigen Tagen schon führt der Marsch durch die triste Kalk- und Kreideregion des Jura. Deutsch versteht längst kein Mensch mehr im Quartier, die Stammesverwandtschaft der biedern Lothringer verräth sich aber dennoch durch das abscheulich breite Französisch; es klingt accurat, als hätten sie's in einer norddeutschen Pension gelernt.

Der liebenswürdige Premier vom ersten Bataillon mit dem reizenden schwarzlockigen Vollbart und den schwärmerischen blauen Augen war gestern beim Rendez-vous ‚tiefgebeugt'; war ihm doch jüngst im Quartier das ‚Unglaubliche' passirt, daß, als er auf das devote: »Bon soêr, mon officier« des holzschuhklappernden Hausvaters mit Aufbietung seines elegantesten, salonmäßigsten Französisch geantwortet, der Ehrenmann mit dem zweifelhaften Compliment herauskam:

»Oh monsioeur, vous parlêz parfaitémant françês, parfaitémant comme nous.«

Nun, das sind kleine Enttäuschungen, wie sie das Leben gar manchmal mit sich bringt; mögen recht bald niedliche Französinnen dem guten Premier eine correctere Aussprache beibringen, der in standesgemäß koketter Blasirtheit leicht etwas ‚unglaublich' fand und schnell über irgend etwas ‚tief gebeugt' wurde, ohne daß weder seine schlanke Taille, noch sein im Grunde stets gesunder, schneidiger Soldatenhumor darunter Schiffbruch gelitten hätten.

Mittwoch, den 17. August 1870.

„Diraditsching — diradabum
Diraditsching — diradabum!“

tönte es heute beim Marsch von der Tete des Bataillons her, so oft eine Ortschaft passirt wurde, und hob die Füße zu frischem, elastischem Tritt auf der glatten Chaussee; wir haben einmal auf ein paar Tage die Musik ‚geliehen‘ bekommen, und da wird sie auch weidlich ausgenützt. Nach den Klängen des vollen Blechorchesters marschirt sich's doch ganz anders, als nach dem ewigen schrillen Piccologedudel mit dem unharmonischen Trommelbaß. Und in den Straßen lockt die Macht der Töne auch unwiderstehlich; gar manches Fenster thut sich auf, um einen hübschen Mädchenkopf hinausschauen zu lassen, dessen patriotisch gesinnte Trägerin den Barbaren drunten sonst feindlich den Rücken zugedreht haben würde.

„Diraditsching — diradabum,
Diraditsching — diradabum!“

Dem Reservemann kommt die Melodie gar zu bekannt vor; wo hat er sie schon einmal gehört? Halt, jetzt klären sich die Erinnerungsbilder fideler akademischer Vergangenheit.

Die Töne führen ihn zurück in einen weiten, unschönen Saal, dessen graue Wände mit Tannenreisig verziert sind und bunten Pappschildern, auf denen allegorisch-beziehungsreich in goldpapiernen Buchstaben die Namen: Beethoven, Händel, Mozart, Haydn und so

weiter prangen; in den Concertsaal des ‚Musikvereins‘, welche alle Dilettanten des kleinen Landstädtchens zur edlen Kunstübung vereinigte, das eine Mal zum ‚classischen Concert‘, das andre Mal zur ‚soirée à la Gungl.‘

Alles ist gedrängt voll, denn die profane Musik, welche heut aufgetischt wird, findet immer ein zahlreicheres Publikum, als die ‚langweiligen‘ Symphonien; die Honoratioren becomplimentiren sich auf den vorderen Bänken, unter der rauschenden Aegide des schwerseidnen mütterlichen Schleppkleides schreiten die sittsamen Töchter in Mull und Tarlatan zur Saalthüre herein, erröthend den Blick gesenkt vor der Doppelgasse der flotten, naseweisen ‚Aquademici‘. Das Orchester vollführt auf der Estrade mit dilettantenhafter Gründlichkeit beim Stimmen einen ohrzerreißenden Lärm; oben am Dirigentenpult thront der hagere Assessor, ein wüthender Musikenthusiast, verrenkt bald die schwarzbefrackten Glieder zu verbindlichen Bücklingen gegen bekannte Damen im Publikum, ordnet bald mit dictatorischem Sceptermink seine Cohorten. In collegialer Freundlichkeit gibt der dicke Hornbläser links übergebeugt mit schwellenden Backen dem Reservemann A und D an, der danach sein hochwichtiges Doppelinstrument, die Fundamentalsäulen des Gesammtorchesters, vulgo — Kesselpauken mit vorsichtigem Drehn der Wirbel in die richtige Stimmung zu bringen sucht. Er hat sich übrigens seiner Rolle nicht zu schämen, in der er einzig brauchbar befunden der Gesammtheit zu dienen: der Trommelschläger neben ihm, welcher eben sich nachdenklich in den melodien-

schwangern Blättern seiner Stimme zu orientiren bemüht ist, reitet für gewöhnlich als stattlicher Rittmeister seiner Schwadron voran; das Erzbild seines Ahnherrn, der ein berühmter Feldmarschall gewesen, ziert einen Platz der Residenz, wenn der Reservemann nicht irrt.

Der elegische Flötist drüben, die Nachtigall des Holzquartettes, welches gewöhnlich in der Stimmung dem übrigen Orchester um einen Viertelton überlegen ist, ein lieber Commilitone, polirt mit dem Taschentuch eifrig sein neusilbernes Instrument und wirft dem Freunde hinter den Pauken einen vorwurfsvoll drohenden Blick zu; er schwebt in Angst, daß der Schalk mit einem übel angebrachten dumpfen Wirbel in sein Solo hineindröhnen werde, wie dieser ihm als Entgelt für einen seinerseits verübten Schabernack zugeschworen.

Der erste Geiger schwenkt schon beim Stimmen in eleganter Biegung den hochgehobenen rechten Arm; man muß bei dem blondlockigen Adonis reinen Bogenstrich und tadellosen Schnitt des Frackes zugleich bewundern.

Jetzt rasselt Ruhe gebietend der Tactstock auf dem Pult: im Publikum hört das Summen und Surren erwartungsvoll auf, auch das Orchester schweigt, sogar der Contrabassist hat sein widerspänstiges Instrument glücklich gebändigt, aber der schwerhörige Rath bei der zweiten Geige ist erst durch wiederholte Seitenpüffe des Collegen zur Ruhe zu bringen.

Wiederholtes Klopfen; jede Muskelfaser des Dirigenten spannt sich an, hoch hebt sich die Spitze des Tactstockes, dem Aller Augen unwillkürlich bis an die

Decke folgen, um ja nicht bei seinem Niederfall zu spät einzusetzen — o weh, der kurzsichtige Fagottist greift im Uebereifer mit einem quietschenden Tone vor. Zornige Wolken erscheinen auf der Stirn des Feldherrn — da fällt der Stab:

„Diraditsching — diradabum,
Diraditsching — diradabum!"

rast es los im herzhaftesten Fortissimo, der Tactstock hat Mühe, mit dem entfesselten Orchester in einem Tempo zu bleiben.

„Diraditsching — diradabum,
Diraditsching — diradabum!"

Der Reservemann, der, in Erinnerungen verloren, die Gegenwart ganz außer Acht gelassen, bekommt vom Hintermann einen heftigen Tritt an die Ferse, welcher ihn sofort der Wirklichkeit zurückführt. Er schaut auf, sie passiren grad vor der stattlichen Front einer Brauerei.

Aber nein — ist die Wirklichkeit denn auch ein Traum? Lehnt da nicht eine bekannte Gestalt im Brauhausportal, ein Gesicht, bei Gott kein Gianettinogesicht, aber mit so verdächtig schiefer Nase, wie sie unmöglich ein Franzmann haben kann, ist das nicht — — Schulze?!

„Schulze!" ruft er laut aus dem Gliede heraus; „Schulze!" Hierher, alter Junge! Ist denn Müller auch da?"

Schulze und Müller, zwei biedere Potsdamer, hatten, Inseparables, wie ihre berühmten Namensvettern

tern aus Berlin, vor Jahren die Akademie besucht und mit dem Reservemann gleichzeitig studirt.

Schulze, er ist es richtig, dreht sich überrascht um und streift mit suchendem Blick die Colonne; erst ein energischer Armwink läßt ihn den Rufer erkennen. Hocherfreut schütteln sich die Freunde die Hände; Schulze, wohlbestallter Leiter der großen Brauerei hier am Platz, gibt dem Reservemann ein Stückchen das Geleit.

„Müller fährt als Gardekanonier irgendwo in Frankreich auf seinem Protzkasten herum; ich bin die längste Zeit hier gewesen," berichtet er; „die Spionenriecherei fängt an, lästig zu werden, ich will mich je eher, desto lieber drücken."

„Kennst du wol noch den Marsch vom Musikverein her, Schulze? frägt der Reservemann. Aber nein, du warst ja immer ein musikalisches Kameel, das während des Concerts nur eine ‚Halbe' nach der andern vertilgte. Aber freuen thut's mich doch, dich getroffen zu haben. Wenn du nach Deutschland heim kommst, so sag, ich lass' schön grüßen; ich muß noch weiter, Mac Mahon nach, den wir aber hoffentlich bald kriegen werden. Denn bei Chalons wird er sich wol stellen, da gibt's noch eine Entscheidungsschlacht, dann wird Frieden gemacht, und dann —"

„Diraditsching — diradabum!"

schließt bei den äußersten Häusern des Städtleins die Musik. „Adje, Schulze, weiß schon, was du sagen willst, ich werde Müllern grüßen, wenn ich ihn treffe."

Donnerstag, den 18. August 1870.

Es ist eine altbackene Wahrheit, daß es der Himmel niemals recht machen kann. Gibt's nicht über Regen zu klagen, so jammert man über unerträgliche Hitze — raisonnirt muß sein, mag's kommen wie es will. Ein Wunder, wie es Einer da noch aushalten mag, dem unzufriedenen Menschenvolk Tag für Tag Wetter zu machen; unsägliche Langmuth gehört dazu oder stocktaube Ohren.

Der Marsch heut war auch wirklich fatal im heißen Sonnenbrand auf der schattenlosen Chaussee. Die Colonne wirbelte dicke Wolken auf, nicht anständigen ordinären Staub, sondern weißes Kalkmehl, das Kleider, Bart, Gesicht dick einpuderte. Es sah aus, als kämen achthundert Müllergesellen daher. Die Zunge klebte verdorrt am Gaumen, nirgends ein Tropfen Wasser zu finden in dem durstigen Kalkgefild; und das Dorf lag noch weit, oben auf steiler Höhe. Auf der andern Seite kroch im Schneckengang eine Batterie hinauf, auch lauter Müllergesellen; liebliche Aussicht, das jedenfalls magere Cantonnement noch mit der Artillerie theilen zu müssen.

Ja, wer hätte dem kahlen, unfreundlichen Nest, dessen weiße Mauern die Augen blendeten, wol angesehn, daß man schließlich noch ganz famose Quartiere finden würde? Viel zu haben war allerdings nicht in

dem ärmlichen Dorfe, aber aus allen Thüren schauten — in Feindesland gar seltne Rarität — freundliche Gesichter entgegen; und da tritt man schon mit ganz anderen Ansprüchen auf, das heißt, mit bescheidneren, gibt sich gern mit Wenigem zufrieden, wenn es nur freundlich geboten wird.

»Quel malheur, cette guerre! malheur pour vous, malheur pour nous, malheur pour tout le monde!« Das ist der stehende Refrain, der Einem entgegentönt; die guten Leute sind im Glauben, am geschlagenen Feinde Barmherzigkeit zu üben; will man sie eines Bessern belehren, so lächeln sie ungläubig:

»Mac Mahon battu? Impossible!«

Um den erstickenden Kalkstaub gründlich aus der Kehle hinwegzuspülen, hatte sich in der Schenke beim Glase mittelmäßigen Landweines ein Kleeblatt zusammengefunden. Die drei kannten sich aus früherer Zeit: Der stattliche Artilleriehauptmann mit mächtig langem, dickem Schnurrbart und lebhaft blickenden Augen im gutmüthigen, rothen Gesicht war dem Reservemann irgendwo einmal flüchtig in einem alten Dom begegnet, wo sie spitzbögigen Zenith und Lucas Cranach gekneipt. Der wackere Mann, der bei Wörth mit seinen Sechspfündern die Schwadronen der feindlichen Kürassiere massacrirt und auf den zweiten Schuß den Kirchthurm des Dorfes in Brand gesetzt, welches den letzten Halt der französischen Positionen geboten, brachte seinem weiland bereitwilligen Cicerone auch als jetzigem Unterofficier, — denn — Respect! — so weit hats der Re-

servemann inzwischen schon gebracht, — ein freundliches Willkomm. Und der Andre, ein junger Arzt, von dem der Hauptmann rühmt, daß er ihm schon manchen braven Artilleristen zusammengeflickt, hat mit dem Reservemann gemeinschaftlich auf der Schulbank gesessen in einer Stadt am schönen Rhein, deren schlanker, schiefergedeckter Münsterthurm weit in das lachende Stromgefild schaut, bis an die duftigen Höhen der ‚Sieben Berge' hin.

Allerlei Erinnerungen an die fröhliche, selige Knabenzeit werden wachgerufen; der Doctor ist ganz aufgeweckt und heiter geworden beim Gespräch, denn allzuleicht ist's ihm im Ganzen nicht ums Herz: grad hatte er sich mit einem lieben, jungen Weibchen ein trautes Heim gegründet, als auch ihn mitten in den Flitterwochen der Kriegsdrommete herber Ton abgerufen in das Feld.

„Thut nichts", tröstet der Hauptmann, der inzwischen dem sauren Wein mit Todesverachtung zugesprochen; „kommen wir wieder heim, so fängt der Honigmond erst recht von Neuem an. Bin ein alter Knabe, und hoffe doch, er wird auch mir dann noch einmal bescheert sein."

„Ja, wenn —" sagt der Doctor zagend, da kommt eilig ein Lieutenant herein.

„Wissen die Herren schon? Soeben kommt Nachricht von einem großen Siege bei Metz — mehrtägige harte Schlacht!"

Erregt springen Alle auf; von der Straße schallt fröhlicher Soldatenjubel ins Zimmer, überall hat die

frohe Kunde gezündet. Die Vier gehn auch hinaus; vor der Mairie stimmt die Regimentsmusik ‚die Wacht am Rhein‘ an, Artilleristen und Musketiere fallen ein, und die Bauern glotzen mit verwunderten Augen. Sie wiederholen, aber nicht mehr im Tone besserwissender Ueberlegenheit, sondern mit dem Ausdruck niedergedrückter Enttäuschung:

›Mac Mahon battu? Impossible!«

Sonntag, den 21. August 1870.

Heut ging's ‚auf Requisition‘; das widrigste von allen Geschäften, die das Kriegshandwerk mit sich bringt. Vergebens bat der Reservemann den Feldwebel, ihn lieber einmal außer der Tour auf Wache ziehen zu lassen; der Zahlmeister hatte ausdrücklich einen Unteroffizier verlangt, welcher der Sprache etwas mächtig sei. Der Lieutenant, trotz seiner Jugend ein gediegener, prächtiger Mensch, der sich fern hielt von allen verzeihlichen und unverzeihlichen Thorheiten, die sich gar leicht an einen jungen Offizier hängen, stampfte auch ärgerlich die Scheide seines mächtigen Schlachtschwertes auf den Boden: „Heut ist der Alte“ — der Zahlmeister nämlich, dessen üppiges, schneeweißes Haar das jugendfrische, rothe Gesicht Lügen strafte — „an die Unrechten gekommen; ich fürchte, das Bataillon wird Fasttag halten müssen.“

Das traurige Amt begann; man raisonnirte sich selbst in eine gekünstelte barsche Unerbittlichkeit hinein. Es war strenger Befehl, die gesammte Einwohnerschaft des Dorfes, welche sich thörichter Weise beim Einmarsch in Thätlichkeiten widersetzlich gezeigt, empfindlich zu strafen, und so durfte kein Haus, selbst das ärmste, geschont werden. Fort mit den traurigen Scenen, deren Erinnerung nur unerquicklich wäre. Erfreulicher Zufall, daß man in dem Maire, der von Haus zu Haus am

Kragen mitgeschleppt wurde, einen reichen Geizhals fand, der durch allerlei Schliche die Soldaten vergebens abzuhalten suchte, in sein eignes Haus zu dringen. Mit wahrer, ingrimmiger Herzenslust ward der Cujon geschunden und gezwackt — was man bei ihm mehr nahm, konnte man den armen Leuten im Dorfe lassen. Der Zahlmeister, ganz entzückt über die mehr und mehr sich füllenden Wagen, sang in unverfälschtem Thüringer Dialect dem Commando ein Loblied: solche tüchtigen Kerls könne er öfters brauchen. Lieutenant und Dolmetsch wiesen das zweifelhafte Compliment verdrießlich zurück.

Links neben dem stattlichen Gehöft des Maires stand ein kleines, ärmliches Haus. Der Lieutenant, den das widrige Benehmen des Geizhalses in richtige Strafbayernstimmung gebracht, fuchtelt mit dem Säbel herum und poltert mit herzhaftem: »Sacré nom« zur Thür hinein. Der Dolmetsch folgt ihm auf dem Fuß. Sie stehn in einer niedern, dumpfigen Schneiderwerkstatt; im Hintergrund ein Lager, auf dem sich ein Schwerkranker in Schmerzen windet, zu seinen Füßen hocken zwei Würmchen, die beim Anblick der Eindringlinge in lautes Weinen ausbrechen, zu Häupten ein junges, abgehärmtes Weib, dem man langes Ringen mit Elend und Unglück an den Zügen absieht. Mit starrem, ausdruckslosem Blick heftet sie die dunklen, großen Augen auf den Besuch — die Spuren einstiger Schönheit sind von Jammer und Kummer noch nicht ganz verwischt. Der Reservemann legt dem Lieutenant die Hand auf die Schulter — es ist kein Soldat zugegen, da darf er die

Vertraulichkeit gegen den Freund üben. „Gehen wir, hier ist nichts für uns zu holen.“

„Nein“ antwortet der Offizier mit barschem Ton; er herrscht das Weib an: »Est ce-que vous avez des comestibles?«

Die Frau zeigt stumm nach dem halboffenen Wandschrank. „So kommen Sie doch“, bittet der Reservemann noch einmal. Der Lieutenant schaut ihn an; das hübsche, offne Jünglingsgesicht zeigt den Ausdruck innigsten Mitleids mit dem herzzerreißenden Elend. Er sucht in dem Schrank herum und bringt einen angeschnittenen Brotlaib hervor. »Voilà tout ce que vous avez?«

Die Frau nickt stumm. „Ich darf kein Haus verschonen — so will ich wenigstens ein Stückchen Brot abschneiden.“ Er greift in die Tasche; braucht er so lang, das Messer hervorzuholen? Endlich hat er es herausgebracht und schneidet ein Stückchen herunter; aber wie er das Brot auf den Tisch legt, sieht der Reservemann, daß er ein Paar Goldstücke daneben fallen läßt.

„Fort, fort!“ drängt er dann den Freund zur Thür hinaus — „lassen Sie keine Leute mehr herein.“ Er geht die Straße zehn Schritt hinauf, wo der Zahlmeister seiner wartet. Da stürzt auf einmal das Weib ihm nach, rennt beinah den biedern Alten um, der über die verdammten ‚Pisangs‘ fluchend und scheltend sich kaum des Anpralls zu erwehren vermag, wirft sich

dem Lieutenant zu Füßen und bedeckt unter Dankesthränen seine Hand mit Küssen.

„Fort, Gesindel — verfluchte Unverschämtheit!“ prustet der Zahlmeister; in des Jünglings Auge blinkt eine verstohlene Thräne; der Reservemann ist auf den wackern Burschen von Herzen neidisch gewesen.

Dienstag, den 23. August 1870.

Rechter Hand ein hohes, stattliches Müllerhaus, zur Linken eine niedre, einfache Hütte; wo nimmt man Quartier? Dort die Fenster feindselig mit Läden verschlossen, in der Hausthür ein mürrisches, widriges Altweibergesicht; hier klare, freundliche Scheiben, hinter denen sich saubere, weiße Gardinen blicken lassen, auf der steinernen Eingangsstufe zur Thür ein frischer, kleiner Bub mit bordirtem Käppchen, der ganz trübselig den Soldaten nachschaut, die sich alle zum großen Hause hinwenden. Der Reservemann läßt seine Corporalschaft gehn und macht kurz linksum: was gilt's? — hier ist man besser aufgehoben.

Er bietet dem Knaben die Hand, und der kleine Franzmann, noch unberührt von Völkerhaß und »A Berlin!« scheint gar stolz, der Mama doch wenigstens einen Mann Einquartierung bringen zu können; nun, wenn die nur halb so erfreut ist über den ungebetenen Besuch, ist's ja vortrefflich. Im Hausflur macht der Spitz lustig wedelnd und ans Knie springend seine Honneurs — gutes Omen! Das Bajonnet wandert als Visitenkarte in die niedre Thür voran, begrüßt von einem hellklingenden: »Entrez, monsieur, entrez — ah, bonjour, monsieur, vous êtes sans doute fatigué, bien fatigué, n'est-ce pas, monsieur? Oh, pauvres garçons, les soldats, tant de peines pour tout le monde — cette

malheureuse guerre — oh, c'est affreux — mais nous, les pauvres, nous ne sommes pas coupables; ce sont les grands seigneurs, les grands coquins, qui causent tout ce malheur — malheur, malheur —!«

So geht es fort in unversieglichem Redefluß; das rundliche, lebhafte Frauchen dreht sich dabei wie ein Kreisel von der Stube in die Küche, von der Küche in die Kammer, von der Kammer wieder in die Stube, frägt Tausenderlei hintereinander, ohne auch nur eine einzige Antwort zu beanspruchen, und hat den phlegmatischen mari aufgejagt, der am Kamin gekauert und die langherabhängenden Enden des Schnurrbartes daran gewärmt, damit der Gast den warmen Platz einnehme, um die regennassen Kleider etwas zu trocknen.

Der Knabe schleift munter den schweren Tornister an beiden Riemen den Fußboden entlang in die Ecke, die Säbelkoppel hat er sich en bandoulière über die Brust geschnallt. Schnell ist er bemüht, aus der Kaminglut eine Kohle für die Pfeife zu bringen — er hat das leichte, gutmüthige Blut der Mutter geerbt, welche mit eifrigen Geberden den Mann ausschilt, wie er so nachlässig sein könne, noch nicht die Pantoffeln gebracht zu haben. Grunzend bringt sie der Schnurrbart heran und hockt sich dann sofort wieder mit unverändert trübseligem Gesicht an der andern Kaminecke nieder. Aber lange Ruhe hat er nicht; Madame drückt ihm die Kaffeemühle in die Hand, die er wohl oder übel in schläfrige Bewegung setzt.

Eine Dame der großen Welt hätte nicht mit liebenswürdigerem Anstand gegen einen Ehrengast dem Kaffeetisch präsidiren können, als es die einfache Handwerkersfrau dem feindlichen Soldaten gegenüber that. Der Reservemann machte ein scherzendes Compliment, daß sie wol den Pantoffel führe im Haus — er baute auf sein schlechtes Französisch, daß der Mann es nicht verstehen würde. Madame antwortete geschwind mit zierlichem, selbstbewußtem Verneigen: »Si, monsieur, je comprends bien; vous avez raison — je suis le maître de la maison; mais il en a besoin, ce bon garçon.« Dabei zupfte sie in gutmüthiger Neckerei an dem langen Schnurrbart; der Tropf that, als hätten wir von der Kaffeekanne gesprochen.

Zum Abend prasselte unter den geschäftigen Händen der Wirthin in der Schmorpfanne ein appetitlicher Lapin; der Reservemann sprach ihm mit Behagen zu trotz des Knoblauchsgeschmacks, den er für gewöhnlich nicht leiden mag. Monsieur war aber nicht bei Tafel, sondern mußte draußen am Herd stehn und Pfannenkuchen backen, damit sie zum Nachtisch recht heiß und frisch seien; wie er fertig war und die Schüssel mit den dampfenden Kuchen hereingebracht, fragte er mürrisch den Gast, ob er sein Brot in dessen Sauce tunken dürfe. »Mais, Richard, qu'est-ce que tu penses?!« rief entrüstet die Frau und schob ihm ihren eigenen Teller zu; die Pfannenkuchen wollten dem Reservemann nicht so schmecken, wie der Lapin trotz Knoblauchsodeur: er fürchtete immer, ein Haar aus dem langen Schnurrbart darin zu finden.

Nach Tisch mußte der kleine Richard den Tornister wieder heranschleifen zur Mutter, die mit tantenhafter Sorglichkeit nach Löchern in Hemd und Socken forschte, um ausbessernde Hand dranzulegen. Nur mit Mühe konnte der Reservemann großes Unheil verhüten: Madame wollte durchaus noch große Wäsche anstellen und konnte gar nicht verstehn, daß um so hochwichtig häuslicher Haupt- und Staatsaction willen der Fortmarsch des Regiments nicht um vierundzwanzig Stunden verschoben werden dürfe.

Der Reservemann wird wol kaum je wieder ein so gutes Quartier finden. Und was hat die Französin so zuthulich und dienstfertig gestimmt? Eine Photographie, die ein lieblich holdes Blondköpfchen zeigt, hatte der Schlingel aus seiner Brusttasche gezogen und mit unverschämter Stirn dazu gelogen: »c'est ma pauvre fiancée, que j'ai dû quitter pour marcher au théâtre de la guerre.« Das Herzenskind drüben in der Heimat möge die selbstsüchtige Lüge verzeihn!

Donnerstag, den 25. August 1870.

Nach angestrengtem Tagesmarsch mit Sang und Klang durch die Stadt gezogen an wunderschönen Quartieren vorbei, um hier auf dem Bahnhof zu campiren. Der Compagnie ist die Güterhalle zum ‚Cantonnement‘ angewiesen. Wenn uns nicht zuthuliche Gamins für gutes Geld mit Chocolade, Fleischwaaren, Bier und Wein versorgten, hätten wir gar nichts davon gehabt, wieder einmal in einem Centrum der Civilisation zu hausen — denn der Eintritt in die Stadt war uns streng verpönt der Ordnung wegen.

Dafür kam denn auch einmal wieder die langentbehrte Feldpost an; mit Begier wurden Briefe erbrochen und gelesen. Der Reservemann erhielt ein Couvert mit fünf Siegeln. Es ist die Antwort auf seinen Brief nach der ersten Schlacht — ihm ist's selber eine neue Freude, daß die Lieben daheim darüber in Gewißheit sind, er sei glücklich durchgekommen. Eine klingende Einlage ist auch dabei mit einem Zettel von des Hausfreundes eckiger Handschrift, der in der trocknen, kurzen Weise des herzensguten Sonderlings befiehlt, auf das eigne Wohlergehn und das der Freunde zu Haus im Kreise wackerer Kameraden ein Paar Silberhälse zu brechen: „Sendung wird Sie hoffentlich noch in der Champagne antreffen, ein Prosit zur unverfälschten

Originalmarke. Als Beleg erbitte in Brief Korkabschnitt mit Brand."

Vom Feldwebel ward ein Passirschein ‚in dienstlicher Angelegenheit' erschwindelt und mit Hilfe eines gefälligen Husaren in der Stadt eine kleine Batterie Veuve Cliquot eingehandelt, die Brotbeutel und Tasche unter dem Mantel sicher bargen. Auf dem Rückweg sah der Reservemann, daß des Urgermanen Compagnie es sich im Stationsgebäude bequem gemacht: Der kleine Wartsaal erster Klasse, in welcher der Freund schon auf dem Sammtfauteuil schnarchte, bot ein willkommenes Kneiplokal, wo sich denn alsbald der junge Lieutenant, der lange Einjährige und der Supernumerarius hinzufanden. Waren die Trinkgefäße auch nicht alle von salonfähiger Form, das vortreffliche Getränk perlte doch köstlich und manch begeistertes Hoch wurde ausgebracht aufs Vaterland, auf die Lieben daheim und auf Einen, der heut leider nicht dabei war; denn der Corpsbursch lag verwundet in einem Lazareth an der Grenze und hatte heut auch die erste Nachricht von beginnender Genesung an die Kameraden gesendet.

Sonntag, den 28. August 1870.

„Guten Morgen", sagte der Reservemann zum Urgermanen, den er im Biwak nach dem Kaffee aufgesucht, um eine Morgenvisite abzustatten. Der lag auf dem Bauch und studirte in den zerknifften Falten der ‚neuesten' Zeitung; sie war höchstens vierzehn Tage alt. „Gut geschlafen?"

„Kuriose Frage! Thun Ihnen denn die Rippen nicht auch weh von dem Liegen auf den Scherbentrümmern dieses verwünschten Kalkgesteins?"

„An der Nordsee werden wir auf Seegrasmatrazen biwakiren; nun die Franzosen einmal geschlagen sind, laufen sie ja, soweit der Himmel blaut; wir werden sie wol schließlich aus dem Ocean herausfischen müssen, damit sie nicht vor lauter Angst ersaufen."

Die Erscheinung eines wunderlichen Reiters auf der Chaussee unterbrach die wohlfeile Prahlerei: auf struppigem, kleinem Rößlein eine lange, schwarze Figur, deren dürre Beine in hinaufgerutschten Hosen beinah den Boden streiften. „Was ist denn das für eine Species von Schlachtenbummler?" fragte der Urgermane.

„Wahrhaftig — das ist der Siebente von den Sieben; der Kerl hat's richtig durchgesetzt und macht auch mit!" Der Reservemann eilte dem Fremdling entgegen, welcher dem Streitroß mit milden Worten zusprach, es möge doch stille stehn. Der Gaul schüttelte

unwillig das Haupt, aber der Reservemann faßte in die Zügel und bot dem Reiter die Rechte. „Grüß Gott, Herr Candidat, sind Sie wirklich auch in Frankreich?“

„Mit Gottes Hilfe, ja, wie Sie sehn“, antwortete der Schwarze mit leichtem Anklang an salbungsvollen Predigerton. „Und Sie sind noch heil und gesund, das freut mich! Kaum sechs Wochen sind's her, daß wir uns im Wirthshaus an der Lahn“ — der Schwarze fiel beinahe in den frivolen Burschenton zurück — „kennen gelernt; ich freue mich über das unerwartete Wiedersehen. Sie wissen ja, mich wollte es zu Haus nicht leiden bei dem Gedanken, daß meine drei Brüder und drei Vettern im Felde stünden und ich sollte daheim hocken. Man hat mich auf mein Ansuchen als Feldprediger angenommen; so kann ich doch auch mein Scherflein beitragen und mithelfen an dem großen Werk.“

„Brav, lieber Candidat; nun aber geschwind aus dem Sattel — vorausgesetzt, daß Sie bei uns Gottesdienst halten wollen.“

Nach einer Stunde marschirten die Bataillone auf im Quarree, die Musik in der Mitte. Die Tambours legten die Trommeln zusammen, des Candidaten Famulus breitete die purpurrothe Decke mit dem eisernen Kreuz in den Ecken drüber, und der Altar war fertig. Die Musik setzte ein mit der wunderschönen, einfachen Melodie: „O Welt, ich muß dich lassen.“ Der Candidatus sprach Zeile für Zeile vor — der Reservemann hätte dem schmächtigen Mann gar nicht die Kraft der

Stimme zugetraut, die in sonorer Fülle weithin über das Blachfeld klang.

Es erscholl in tausendstimmigem Chor, und ein leiser Wiederhall vom Waldesgrund her wob sich wundersam hinein:

„In allen meinen Thaten
Laß ich den Höchsten rathen,
Der Alles kann und hat;
Es muß zu allen Dingen,
Soll's anders wohl gelingen,
Selbst geben Segen, Rath und That.

Es kann mir nichts geschehen,
Als was er hat versehen,
Und was mir selig ist;
Ich nehm es, wie er's giebet,
Was ihm von mir beliebet,
Dasselbe hab ich auch erkiest."

Dann nahm der Candidat das Wort. In kurzer, schlichter Rede sprach er davon, wie bei einem jeden Soldaten, möge er nun Christ oder Jude oder ohne bestimmtes Glaubensbekenntniß sein, ein Gefühl der eignen Hilfs- und Rathlosigkeit sich rühren muß, wenn er in die heiße Schlacht geht oder sich in Feindesland auf kühler Erde bettet, um Kräfte zu sammeln für das ungewisse Loos des morgenden Tages; und wie da Jedem der Gedanke als Wohlthat erscheint, sich in einer höheren Hand zu wissen, auch dem, welchem früher im gewöhnlichen Leben sich nie das Bedürfniß danach geregt. Und dieses Gottvertrauen sei es, das dem Heer

Stärke verleihe, seine Waffen unüberwindlich und siegreich erhalten werde.

Wie er das Haupt zum Vaterunser entblößt, flattert das blonde Lockenhaar um die hohe Stirn, welche der Ausdruck innerer Begeisterung verklärt. Drauf spricht er den Schlußvers vor:

„Ihm hab ich mich ergeben,
Zu sterben und zu leben,
Sobald er mir gebeut;
Es sei heut oder morgen,
Dafür laß ich ihn sorgen;
Er weiß allein die rechte Zeit.“

Dann sprach er den Segen; dem Reservemann ist niemals so klar gewesen, wie heut, daß die demüthige Form des Segens, in welcher der Geistliche sich selbst mit einschließt, anstatt ihn in priesterlicher Weise zu spenden, doch wol die christlich wahre, wie menschlich gerechte sei.

Mittwoch, den 31. August 1870.

Rein zum Verzweifeln! Nun rennen wir schon den dritten Tag von Morgens früh bis Abends spät wie besessen hinter der grande nation her und ‚können ihr nich kriejen!‘

Gestern Abend knallte es ein Bischen, worüber große Freude — aber eitel Essig, wie der Rothwein, den wir trinken. Das Biwak ‚kuhle‘, wie die Leipziger Wasserfluth. Der Mantel, sowol bei Regenszeit wie in heißer Mittagsglut eine verhaßte Bürde, beginnt, ein begehrter Artikel zu werden. So Mancher hat ihn im Trubel der Schlacht eingebüßt und ihn bislang gar gern vermißt, wenn er ohne ihn frank und frei dahertraben konnte. Jetzt ist das anders geworden, eine bedenkliche Demoralisation reißt ein; die empfindliche Nachtkälte wirkt erschütternd auf alle sonst noch so strengen Begriffe von Mein und Dein; wehe dem Unvorsichtigen, der den Mantel zum Schlaf nicht angezogen, sondern sich nur drein gewickelt hat. Süß schlummert er ein — längst vor Tage weckt ihn der scharfe Morgenwind: frierend steht der nackte Odysseus da, fort ist die kostbare Hülle, die jetzt die Blöße eines gewissenlosen Kameraden deckt. Wie den Dieb herausfinden in der großen Schaar? Vergebene Mühen; und direkte Anzeige ist auch bedenklich, da der Beraubte vielleicht nicht mit allzugutem Gewissen vor den Feldwebel zu treten ver=

mag: wer weiß, ob er den Mantel nicht erst gestern selber gestohlen?

Auch der Reservemann hatte vor einigen Tagen auf so schmähliche Weise den Mantel eingebüßt; aber er widerstand mannhaft, da der Versucher an ihn herantrat, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Ein plumper Diebesgriff? Niemals! Komm hervor, heuchlerische Maske der Freundschaft, und hilf von der Gutmüthigkeit überlisteter Kameraden zu profitiren.

Aber wo den frommen Martin finden, der in christlichem Sinn für den Armen, Entblößten des Mantels Hälfte abschneidet? Halt, da hocken trübselig ihrer Zwei am lodernden Feuer und drehen bald die rechte, bald die linke Schulter der Glut zu, um von der kümmerlichen Wärme sich ebenmäßig anstrahlen zu lassen: der lange Einjährige und der Supernumerarius. Beide haben ihre Mäntel an. „Εὔρηκα!“ dachte der Reservemann und setzte sich dazu. Gar logisch und vertrauenerweckend spricht er von den kalten Ausdünstungen des Bodens, von dem Schutz gegen den Windstrom, den der Mantel als Decke benutzt besser gewähre, als wenn er angezogen sei, und nicht lange dauert's, so schälen sich Beide aus dem Ueberkleid heraus; das des Einen wird auf dem Boden als Lager gebreitet, alle drei betten sich drauf, der Reservemann als Gast auf dem Ehrenplatz in der Mitte, eng schmiegen sie sich aneinander, und der andere Mantel wird als Decke umgeschlagen.

„Wenn das unsre armen Eltern wüßten!“ wiederholt der Einjährige Morgens seinen alten Refrain, „mein linker Arm ist ganz starr vor Kälte.“

„Ich habe Rheumatismus in der rechten Hüfte“, jammert der Supernumerarius.

„Und mir ist pudelwohl, ich habe prächtig warm gelegen“, sagt der Reservemann.

Feldpost-Correspondenzkarte.

Freitag, den 2. September 1870.

Ihr Lieben!

Hurrah! Endlich ists zum Klappen gekommen, gestern früh kamen wir ins Gefecht. Das Nähere wißt Ihr längst aus der Zeitung, ehe die Karte an Euch kommt; drum schreib ich nicht mehr, zumal ich etwas schwach bin. Ueber dem linken Auge und Ohr hat mir eine Chassepotkugel eine Schramme gerissen, was weiter keine Gefährlichkeit ist.

Wenn ich irgend kann, komm' ich zu Euch. Das Wann? ist freilich unbestimmt.

Mit tausend Grüßen und froher Hoffnung auf freudiges Wiedersehn

Euer

Reservemann.

Nun schweigt das Tagebuch für über Monatsfrist; die böse Wunde, gefährlicher und schmerzhafter, als es dem Verwundeten selbst die ersten beiden Tage geschienen, ließ Sinn und Kraft zum Schreiben vergehn. Ein gefälliger Lazarethkamerad, ein dienstwilliger Wärter liehen gutmüthig ihre Hand, damit die Lieben daheim nicht ganz ohne Nachricht blieben. Nun, dem Reservemann scheint's ein verzeihlicher Anachronismus, wenn er aus den kurzen von fremder Hand geschriebenen Blättchen und aus dem Schrein der Erinnerung nachtragend das Erlebte frischweg nach dem Datum einfügt.

Donnerstag, den 1. September 1870.

So früh wie heut Nacht ist noch niemals aufgebrochen worden. Zum Schlafen war's auch zu kalt mit dem hungrigen Magen, denn zu Beißen und zu Brechen hat es gestern gar nichts gegeben; etwas Fleischextract in lauem Wasser aufgelöst mit wenig Salz war die einzige Kost; hätte die Fray Bentos-Compagnie dafür den ganzen Ochsen hergesandt, mit Horn, Haut und Haaren wäre er verzehrt worden!

Die langen Zeilen der Wachfeuer dehnten sich endlos; das ganze Corps war beisammen, und dicht dran campirten noch biedere Schwaben; wir stehn unbedingt nahe vor einem entscheidenden Schlag; Der heiße Kaffee gab doch wenigstens etwas Wärme mit auf den Marsch, aber der Magen knurrte gewaltig. Schier zwei Stunden ging's vorwärts noch im Dunkel der Nacht — und sowie den Himmel fahles Morgenlicht überzog, drang auch schon wieder der Kanonendonner an das Ohr.

Auf einem flachgedehnten Hochplateau kurze Rast. Die Bataillone marschirten neben einander auf; man schaute in ein lachendes Thal, das sich zu beiden Seiten des staatlichen Stromes erstreckte; jenseits auf den Höhen vermählte sich der sinkende Nebel mit dem aufsteigenden Rauch der Geschütze. Der Urgermane suchte im Brodbeutel herum: entsetzliche Leere! doch halt, er fand ein zusammengetrocknetes, schmutziges Rindenstück

und hieb es mit dem Faschinenmesser in zwei Hälften. Der Reservemann wird es ihm nie vergessen, daß er's brüderlich getheilt; er hatte nichts entgegen zu bieten, als eine verschrumpfte Zwiebel, ein Ueberbleibsel aus verflossener Zeit roher Beafsteaks. Herzhaft ward hineingebissen und das harte Brot mit den Zähnen zermalmt — und wieviel neidische Blicke richteten sich sehnsüchtig auf die zwei Bissen, mit denen das Mahl begonnen war und zugleich beendet!

„Rührende Sorgfalt das von unsern Kommandeurs!" sagte der Urgermane. „Wissen, daß eine Kugel zwischen den Windungen der schlaffen, ausgeleerten Gedärme leicht unschädlich durchschlüpft, während sie bei vollem Wanste tödtlich verwunden könnte. Sapiens providentia! Zwei Tage haben wir hungern müssen, drum gibts heut gewiß Pulver zu riechen."

„Wenn das unsre . . ." murmelte der lange Einjährige im Stumpfsinn des Hungers und der Uebermüdigkeit! die ‚armen Eltern' blieben ihm in der Kehle stecken. Der arme Kerl war zu bedauern; unheilvolles Glück hatte ihn in einem verlassenen Haus eine Flasche Cognac finden lassen, zu jäh hatte er davon getrunken, und nun taumelte er halbbewußtlos im Gliede mit.

Denn schon gings weiter in eiligem Marsch, der stattlichen Chaussee nach, die in langen Windungen ins Flußthal hinab führte. Rechts und links die Spuren verlassener Biwaks — französischer Truppen nach der eigenthümlichen Art der Kochlöcher zu schließen — noch glimmende Feuer. So nahe war demnach schon der Feind.

Die Kanonade drüben ward immer heftiger. „Die Bayern stehn dort schon im Gefecht!“ belehrt der Bataillonschef, ein Hauptmann, der seit vier Wochen die Stelle des in der ersten Schlacht gefallenen Majors eingenommen, wegen seiner echt soldatischen und doch väterlich humanen Haltung allgemein verehrt und beliebt.

Unten am Fluß liegt eine kleine Stadt, öd und ausgestorben, kein Menschenkind zu sehn. Das Pflaster des Marktplatzes ist mit zertretenem Stroh bedeckt, auch hier haben Franzosen biwakirt. Mitten in der Stadt geht es auf steinerner Brücke über den Fluß, der sich dann zur Rechten in einem enggezogenen, langen Bogen an die steilen Hänge des Plateaus schmiegt, auf welchem Rendezvous gehalten worden. Droben hält jetzt der Stab des Armeecorps, Adjutanten und Ordonnanzen sprengen nach allen Richtungen. Die Straße folgt streng der Linie des Flusses; sowie die halbe Biegung gemacht ist, thut sich ein überraschendes Panorama auf: der Fernblick auf weitere Höhen, welche der Kamm, auf dem die Bayern stehn, verdeckt hatte; die Sonne bricht siegreich hervor aus den Morgenwolken und beleuchtet das weite, weite — Schlachtfeld.

Denn drüben ist schon lebhafter Kampf. Kann das Auge auch noch nicht einzelne Trupps unterscheiden, so sind die Feuerlinien doch scharf markirt — jetzt hört man aus dem Donner auch schon den bekannten Knall der explodirenden Granaten hervor. Und weiter im Thal fahren sie jetzt sausend in die Bergwand ein, wühlen Staub und Sand auf; wir müssen die Stelle

in fünf Minuten erreicht haben; aber die lange Linie stopft sich auf der Chaussee; links auf dem Seitenweg kommen die Regimenter eines andern Corps herzu, brave Waffenbrüder aus dem fernen Osten, sodaß die Colonnen sich auf der schmalen Bahn, die Fluß und waldige Berglehne freigeben, dicht aneinander drängen. Müdigkeit und Hunger sind vergessen, ermunternde, fröhliche Zurufe schallen hinüber und herüber. Die Fahnen werden dem Winde preisgegeben, und der Reservemann, der links neben dem Fahnenträger marschirt, ist ihm behülflich, den Ueberzug zu bergen. Die kühlen, schweren Seidenfalten des Fahnentuchs klatschen an die vor Erregung glühenden Wangen; der alte Hurrahruf ertönt zu Begrüßung.

Jetzt sausen die Granaten nahe heran, sprühen rechts das Wasser im Flusse auf, zerschmettern links die Baumstämme; glücklich wird die gefährliche Stelle passirt, Fluß und Straße, die sich mitten ins freie Thal wenden, werden rechts gelassen, und es geht durch die schützende Deckung des Waldes weiter. Hier wird das Gepäck nach Vorschrift abgelegt, dann geht es weiter mit Rechtsum, immer den Fluß zur Rechten, aber maskirt durch das wellige Terrain, dessen kahle Höhen im Laufschritt übersprungen werden, um drin in der Mulde wieder Athem zu schöpfen.

„Das Bataillon die Höhe hinauf zur Deckung der bedrohten Batterie!“ meldet die Ordonnanz in Eile. Es geht an den Artilleriegespannen vorbei, die zweihundert Schritt hinter den Geschützen halten. Droben

arbeiten die braven Kanoniere frank und frei ohne Deckung, als stünden sie auf dem Exercierplatz, und doch waren sie nicht nur den feindlichen Granaten, sondern auch dem Infanteriefeuer ausgesetzt, daß schon ein Drittel der Mannschaft am Boden lag. Einer rafft sich eben wieder auf, den ein Granatstück in die Brust getroffen. Er hat nur eine starke Contusion bekommen; heil und gesund steht er da, sucht vorn im Waffenrock und zieht mit dem Eisensplitter sein zerschmettertes Taschenmesser aus der Brusttasche. „Dunnerwetter, hewwen di Kiirls min Knief entweischeeten!“ flucht er lakonisch und tritt wieder zum Geschütz: „Jochen, lat mi man wedder ran — dem Racker möt wi wat upbrennen.“

Es geht noch hundert Schritt vor die Batterie weiter. Mit Sausen fahren die Geschosse dicht über die Köpfe hinweg und schlagen drüben auf der jenseitigen Höhe ein, wo dichte Trupps der feindlichen Armee sich drängen. In ihnen wogt's hin und her, wie wenn der Wind ein reifes Kornfeld überstreift. Man sieht deutlich, wie nach jedem Treffer der Artillerie in den Bataillonen Lücken von Gefallenen entstehen, sich durch die nach allen Seiten Fliehenden erweitern und erst langsam wieder schließen. Ein großartiges Schlachtenbild. Am Fuß der jenseitigen Anhöhe liegt ein stattliches Dorf, dessen Gassen nach oben als Wege zwischen Weinbergen ausmünden; die Franzosen sitzen noch fest drin, vor uns liegt das erste Bataillon mit ihnen im Gefecht. Jetzt sind auch wir, durch kümmerliches Gestrüpp und hohes Gras schlecht geborgen, bemerkt, und

die Chassepots hageln in die geschlossenen Compagnien hinein. Mit widerlichem Klatsch berührt es das Ohr, wenn eine Kugel den Nebenmann in das volle Fleisch trifft. Der Bataillonskommandeur ist einer der ersten, welcher fällt; mit halbunterdrücktem Schrei fährt er auf einmal mit der Hand nach dem Schenkel, und die schlanke aristokratische Gestalt, die sich hoch zu Roß furchtlos dem Feuer ausgesetzt, bricht zusammen und gleitet vom Sattel herunter.

„Zum Henker, was lassen Sie uns hier oben geschlossen stehn?“ murmelt der Fahnenträger, ein ergrauter Soldat, dessen Brust mit Ehrenzeichen bedeckt ist; „unten, mitten drin, wären wir viel besser dran.“

Gott sei Dank! Ein Generalstabsoffizier kommt angesprengt. „Warum steht das Bataillon noch hier? Vorwärts zum Sturm auf das Dorf!“

Wie der Reservemann sich von den Knieen erhebt, faßt er einen Büschel Haidekraut. Ihn überkommt ein wunderliches Gefühl: „wenn Gott will, soll's der letzte Gruß an die Lieben sein.“ Er bricht ein paar Stengel ab und birgt sie in einem Briefcouvert. „Wenn ich falle, werden sie's schon bei mir finden und heimsenden.“

Im Laufschritt geht's hinunter der Straße zu, gegen ein freistehendes Fabrikgebäude. Der Hagel der Flintenkugeln wird immer ärger. Der zweitälteste Hauptmann, der das Commando übernommen, schickt zunächst zwei Compagnien vor, und bleibt mit dem andern Halbbataillon vorläufig in der Deckung des großen Gebäudes; wir kommen in die Reihen des auseinander=

gestreuten ersten Bataillons. Mit Hurrah! geht's auf den offenen Dorfeingang los; der Vorstoß wirkt, der Feind gibt den Eingang preis. In der engen Straße drängt sich die Compagnie; aus den Häusern, von der Höhe wüthendes Gewehrfeuer; von den Kugeln, welche rechts und links an die Mauern prallen, spritzt das zersplissene Blei ins Gesicht, daß man unwillkürlich die Augen zudrückt, damit keine Splitter hineinfliegen. Wie lang der Straßenkampf gedauert — wer weiß es? Die Compagnie war zu einem Häuflein zusammengeschmolzen, das unter der umsichtigen Führung des energischen Lieutenants weiter und weiter vordringt. Sie biegen links in die Hauptstraße ein — noch ein erbitterter Kampf um die Steinbrücke, welche über einen halbausgetrockneten Bach führt, in dessen Schlammbett sich ängstlich gackerndes Geflügel geflüchtet hat. Da kommt von links noch Zuschub von einem andern Regiment und die Brücke wird genommen. Kaum ein Dutzend sind noch beisammen von der Compagnie, all die Andern versprengt und gefallen.

„Macht nichts! wir müssen die Höhe hinauf, sammeln Sie noch ein paar Leute“, sagt der Lieutenant zum Reservemann. Aber es werden nicht viel mehr; es geht an dem Wall von Todten und Verwundeten vorbei, die jenseits an der Brücke liegen; sonderbares Zusammentreffen — die Franzosen tragen dieselbe Regimentsnummer wie wir.

Ein enges Gäßchen zieht sich den Berg hinauf in leichter Biegung. Vorsichtig geht's vorwärts, Mann an

Mann drückt sich gegen die Mauer rechts, auf der linken Seite pfeifen die Kugeln herunter. „Halt!“ ruft der Lieutenant, da er, der vorderste, die Biegung erreicht hat, und tritt vorsichtig zurück. „Da oben, keine zwanzig Schritt, stecken sie im Schützengraben. Wer von uns vortritt, ist gleich weggeputzt. Kriechen Sie auf den Knieen bis an die Ecke, vielleicht können Sie Einen oder den Andern aufs Korn nehmen.“

Der Reservemann rutscht vor und lugt hinüber. Schlechter Anschlag, wenn man den Mauerwinkel zur Rechten hat; man muß sich ganz bloß geben beim Schuß. Da taucht ein rothes Käppi aus dem Graben hervor; flugs drauf angeschlagen. „Einer ist weg!“ Unschädlich klatschten die Chassepots drüben an die Wand. Ein zweiter Franzmann schaut heraus, auch er wird hingestreckt. Der Reservemann läßt das Gewehr fallen und nimmt das geladne des Musketiers, der hinter ihm kniet. Da springt drüben ein Soldat auf in voller Figur, wenn der Reservemann ihm heut begegnete, er würde ihn wieder erkennen. Er legt an, ihm zittert der Arm, er kann nicht recht zu sicherm Anschlag kommen. Halb rückwärts zur Flucht gewendet kommt ihm der Franzos im Feuern zuvor, der Reservemann fühlt einen dumpfen Schlag an der linken Schläfe, der Musketier hinter ihm schreit auf: „Oh — meine Hand!“ „Donnerwetter, das war nah!“ sagt der Reservemann in der Meinung, die Kugel sei ihm dicht am Ohr vorbeigegangen. Aber auf einmal braust's ihm im Kopf, in oscillirendem Strahl spritzt das Blut aus

der Schläfe. Der wackere Lieutenant stützt ihn, nimmt ihm den Helm ab.

„Machen Sie, daß Sie nach unten kommen an die Brücke, da werden Sie Hilfe finden. Jetzt, Leute, mit Hurrah drauf!“ Todesmuthig stürmt er mit seinem Häuflein weiter, aus dem Graben knallen noch ein Paar Schüsse den Andringenden entgegen, dann wendet sich der Rest der Rothhosen in eiliger Flucht.

Noch ein Sergeant hat einen Schuß in den Schenkel bekommen. Treulich stützen die drei Verwundeten sich gegenseitig, klettern mühsam die steile Gasse hinunter. Dicht an der Brücke liegt ein Düngerhaufen vor dem Haus — willkommenes, weiches Lager. Der Reservemann wird fort und fort von Blut überströmt, der Arm ist ihm zu schwach geworden, als daß er das Taschentuch, welches er auf die Wunde gelegt, noch halten könnte. Ihm ist es, als sei es auf einmal so still, ganz todtenstill, der Kampfeslärm mit einem Schlag zu Ende. Durch die Glieder läuft ein Schüttelfrost, dabei brennt der Durst — Gott sei Dank, die Feldflasche ist ja noch reichlich voll. Der Rerservemann trinkt und trinkt in kleinen Pausen, in welchen er die Flasche vor die Brust sinken läßt. Sie wird nicht leer, nur daß das Wasser lau und süßlich schmeckt. Erst später haben ihm die Kameraden erzählt, daß er fort und fort sein eignes Blut geschlürft, das in den offnen Hals der Flasche hineingeronnen.

Da kommen Sanitätssoldaten um die Ecke: „hieher, hieher!“ Ein nothdürftiger Verband ist geschwind

angelegt, der Lazarethgehilfe labt die Verwundeten mit einem Schluck Wein, um weiter zu eilen.

Jetzt biegen auch die blauen Krankenwagen ein mit dem großen rothen Kreuz im weißen Feld, aber sie fahren vorerst vorbei, um mit dem Auflesen der Verwundeten weiter vorn anzufangen. Der Kopf wird dem Reservemann bleischwer, ist es Schlaf oder Ohnmacht, was die Sinne umfängt?

Ein freundliches, bekanntes Gesicht beugt sich über ihn. Der ‚Soldatenpastor‘ ist's, der unerschrocken mitten im Schlachtentrubel sein Amt versieht. Für jeden der Verwundeten hat er ein inniges Trosteswort; da wird auf einmal vom Straßenende her Pferdegestampf und Wagengerassel laut, Schüsse knallen dazwischen. Die Ambulanz jagt zurück in sausendem Galopp, hinter ihr her ein Trupp französischer Reiterei, Kürassiere und Lanciers. Ein Kürassieroffizier hat den Helm verloren, das Gesicht, mit bleichem Bronceteint, von krausem, schwarzem Haar umrahmt, zeigt ein männlich schönes Jünglingsantlitz, die Augen fahren wild umher. Der Reiter ist nimmer Herr seines Thieres, und auch wol nimmer seiner selbst. Er feuert in blinder Wuth auf die Verwundeten ein Paar Revolverschüsse ab, einen von ihnen hat er richtig getroffen. Der Pfarrer hat sich mit schnellem Sprung über eine Gartenmauer gerettet. Ein heransprengender Lancier spießt einen Verwundeten auf und wirft ihn durch die Wucht des Anpralls über die Mauer hinüber. Da dringen den Reitern deutsche Infanteristen entgegen, nach kurzem Hand=

gemenge treiben sie den Feind bis an das Flußufer; Schüsse knallen von allen Seiten, die Reiter stürzen kopfüber mit den Pferden in den Fluß. Die ganze Episode, in kurzen Secunden abgethan, erscheint dem Geist, dessen Kräfte mehr und mehr schwinden, als ein flüchtiges Traumbild; Ohnmacht, die wohlthätige Folge des starken Blutverlustes, nimmt ihn darauf gefangen. Wie die Sinne vergehn, schlummert der Reservemann zu unnennbar süßer Ruhe ein; ihm ist's als sei er wieder Kind geworden und läge warm und sicher an treuer Mutterbrust.

Wie lange der Reservemann in Ohnmacht gelegen, er weiß es nicht. Als er wieder zur Besinnung kommt, heben sich die bleischweren Lider mit Mühe auf einen Moment von den Augen. Ist es Nacht oder liegt er in einem finstern Raum? Rühren kann er nicht Hand, noch Fuß; nicht einmal den Kopf bewegen. Auf seinen Beinen, an den Knien lastet etwas mit wuchtiger Schwere. Doch die Lethargie des Körpers hat nichts Beängstigendes für den Verwundeten — es kommt ihm vor, als sei Alles selbstverständlich und müßte so sein.

Ein Lichtstrahl wird auf einmal sichtbar: mit halbgeschlossenen Augen erkennt der Reservemann, daß der Schein durch eine Thürspalte fällt — er ist also nicht mehr auf dem Schlachtfeld, sondern irgendwo in einem Haus. Eine Stimme klingt, wie aus der Ferne: „Was

liegen denn hier für welche?" Eine andre antwortet: „Das sind über Nacht Gestorbene, Herr Oberstabsarzt." Die Thür schließt sich wieder und dem Verwundeten kommt nichts dabei sonderbar vor; ihm ist es, als sei Alles selbstverständlich und müßte so sein.

Es vergeht wieder eine Spanne Zeit; wieviel Minuten oder Stunden, weiß er nicht zu sagen. Da öffnet sich von Neuem die Thür. „Hier sollen lauter Todte liegen; wir wollen mal revidiren, ob doch nicht Einer oder der Andre drunter steckt, der noch zu retten ist." Zwei Personen treten ein und machen sich im Raum zu schaffen. Sie wälzen dem Reservemann etwas von den Füßen herunter, daß er seine Kniee erleichtert fühlt. „Der ist kalt und steif, mit dem ist nichts mehr zu machen." Eine tastende Hand greift nach der seinen und sucht den Puls. „Wetter ja, der lebt noch — fasse ihn bei den Schultern an, aber vorsichtig, vielleicht ist ein Knochen zerschmettert — nein, er hat einen Schuß im Kopf, der Mensch sieht scheußlich aus. Geschwind raus mit ihm an die freie Luft." Der Reservemann fühlt sich emporgehoben und hinausgetragen — wieder ist ihm, als sei Alles selbstverständlich und müßte so sein.

Unter der sorgenden Hand der treuen Pfleger kommt er mehr und mehr zur Besinnung; die frische Luft, die um die Schläfe streift, thut auch das Ihre, und bald kann er wenigstens mit einem Blick den Rettern danken. Sie waschen Kopf und Wunde, nachdem sie vorsichtig die blutverklebten Haare abgeschnitten, säubern mit köstlich erfrischendem Wasser das Gesicht, schnei-

den den Bart weg, der mit ganzen Stücken geronnenen Blutes an Rock und Kragen festhängt. Den beschmutzten Rock auszuziehen ist unmöglich; er ist vorn so mit Blut durchtränkt, daß sie ihn mit lauem Wasser aufweichen und in Streifen geschnitten loslösen müssen.

Nachdem der ganze Körper gewaschen und gereinigt, mit frischem Hemd — dem groben Hemd einer Bäurin, das Einer der Krankenträger irgendwo aufgefunden — bekleidet ist, fühlt sich der Verwundete wie neugeboren. Ein Tropfen stärkenden Weines, ein Paar Löffel warmer Bouillon fehlen auch nicht; frohbewegt flüstert er den Samaritern Dankesworte zu. „Still, still," mahnt der Aeltere, „strengen Sie sich nicht an, wir thun unsre Pflicht und Schuldigkeit."

„Ist die Schlacht schon zu Ende?" — „Die war gestern um diese Stunde zu Ende; es ist jetzt fünf Uhr, wir haben den zweiten September." „Haben Sie keine Postkarte? Ich muß doch heimschreiben". „Jawol — das kann ich aber für Sie thun." „Nein, ich selbst; sonst haben sie daheim zu große Sorge um mich und denken, mir sei etwas Gefährliches zugestoßen. Wenn Sie mich stützen, wird's schon gehn." Mühsam kritzelt er ein paar Worte auf das Papier und sinkt ermattet danach zusammen, als sei es die schwerste Arbeit gewesen. Ein junger Arzt kam herzu und prüfte den angelegten Verband; er nahm die Karte, las sie und schaute den Verwundeten mit mitleidigem Lächeln an: „Ich werde sie zur Post besorgen."

Das ging Alles in der Durchfahrtshalle des großen Fabrikgebäudes vor sich, wohin die Krankenträger den Verwundeten aus den Wagenschuppen getragen, in welchem er um ein Haar vergessen worden wäre. In ganzen Reihen lagen blessirte Soldaten draußen auf Stroh, die man im Innern des Gebäudes nicht mehr hatte unterbringen können.

Mehrere Reiter in Generalsuniform trabten heran und hielten am Thore still — es fing bereits an zu dunkeln. Der vorderste, von hohe königlichem Wuchs, in den historischen Brandenburger Reiterstiefeln, lenkte sein Pferd hinein. Mit freundlichem, gewinnendem Blick grüßte er die Soldaten und hob die Hand an den Helm.

„Guten Abend, Kameraden!" tönte die klare, kraftvolle Stimme.

„Guten Abend, Königliche Hoheit!" Einzelne versuchten, sich zu erheben.

„Bleibt, wo Ihr seid — Ihr habt gestern brav genug gestanden. Es freut mich, daß ich's Euch selber mittheilen kann: Ihr habt nicht umsonst Euer Blut vergossen: der Kaiser Napoleon ist gefangen mit seiner ganzen Armee."

Auch dem Schwächsten, Elendesten entrang sich ein Ruf des Jubels, der Ueberraschung; mit freundlichem Abschiedsgruß wandte der preußische Kronprinz das Roß und sprengte weiter.

Am späten Abend rollte der Reservemann, in einen warmen Mantel gehüllt, auf den bequemen Gurtenpolstern eines württembergischen Ambulanzwagens davon; ihm zur Seite lag der Sergeant mit dem Schuß im Schenkel, seelenvergnügt, daß die Kugel nur ins Fleisch gedrungen und die Knochen heil geblieben; der Musketier, dem derselbe Schuß den Daumen weggerissen, welcher dem Reservemann über dem Aug hinein, am Ohr wieder hinausgegangen war, ohne den Knochen zu verletzen, sei am Starrkrampf Mittags gestorben, erzählte der Sergeant. Der Lieutenant, auch leicht verwundet durch einen Schuß im Arm, sei heut früh schon fortgeschafft worden. —

Den braven Berliner Turnern, welche dem Reservemann unverhoffte Lebensretter geworden, wird er Zeit seines Lebens dankbar bleiben.

III.

Halt und Rast.

Sonntag, den 4. September 1870.

Zwei lange Tage, zwei lange Nächte voller Pein und Schmerzen! Der Verwundete hat es so gut, wie's unter den gebotenen Verhältnissen nur sein kann. Die große Kaserne des Städtchens, welches wir am Morgen der Schlacht passirt hatten, ist von einem württembergischen Feldlazareth eingenommen; kahle, aber wenigstens hohe und lichte Räume, in denen Verwundete beider Nationalitäten in buntem Gemisch auf nothdürftigem Lager untergebracht sind. Die wohlthuende, hingebende Sorglichkeit der Pfleger, die zum Theil aus Sanitätsmannschaften, zum Theil aus Tübinger Studenten bestehen, ersetzt, was sie bei der Uebermenge an Hilfsbedürftigen nur kärglich zu bieten vermögen; sie darben lieber selbst, um ihren Schutzbefohlenen etwas zukommen zu lassen; die zutrauliche schwäbische Gutmüthigkeit übt ihr volles Recht.

Eigenthümlich, daß mit der Körperschwäche auch eine gewisse kindlich-kindische Erschlaffung des Geistes eingetreten. Dem Reservemann ist's noch in rührender Erinnerung, wie ein junger Student sich zu den Verwundeten hingesetzt, eine Handvoll unreifen Obstes aus der Tasche gezogen, die Aepfel sorgsam geviertheilt und geschält und mit unparteiischer Gewissenhaftigkeit Stück für Stück an die Soldaten vertheilt, die dem herben,

aber doch erfrischenden Genuß mit der Sehnsucht einer näschigen Kinderschaar entgegengesehn.

Aber die Schmerzen, die wahrhaft niederträchtigen Schmerzen! der Reservemann hat, da die zusammenlaufenden Nervenstränge an der Schläfe verletzt sind, das wüthendste Zahnweh durch den ganzen Kinnbacken, welches sich zu unerträglichem Krampf steigert. Das linke Auge ist verquollen und geschlossen; auch die leiseste Berührung beim Wechseln des Verbandes schmerzt unendlich. Aber dennoch hält er den Wundarzt, einen bejahrten Mann mit prächtigem, seelengutem Gesicht, bei der Hand fest, da er sich erheben will um zum Nachbar zu gehn: „Bleiben Sie noch! Wenn ich in Ihr Gesicht schaue, ist mir, als tränke ich ein Glas alten, stärkenden Weines!“

Montag, den 5. September 1870.

Die Nacht hat das Wundfieber getobt aus voller Kraft; der träumende Geist webt aus der Erinnerung an die Greuelscenen der Schlachten allerlei Gespenster hervor, die ihn in schauerlichen Zerrbildern umschwirren. Und rüttelt der Kranke mit Gewalt sich heraus aus dem unruhigen Schlummer, so sieht das wache Auge schräg gegenüber auf einen Leidensgenossen, einen französischen Kürassier; der Anblick der Uniform bei düsterem Lampenschein stürzt die erhitzte Phantasie in einen neuen Strudel von Schrecknissen; immer und immer wieder erscheint der barhäuptige Offizier auf schweißbedecktem, blutrünstigem Roß mit dem Revolver in der Hand und den rollenden Augen im gespensterhaft bleichen Gesicht. Dazu das Seufzen und Stöhnen der andern Verwundeten rechts und links — will der Tag noch immer nicht grauen?

Endlich kam der Morgen heran und die Fieberphantasien verblichen. Der Kürassier drüben entpuppt sich als ehrlicher Elsässer mit trefflichem allemannischem Deutsch, und der Arzt kommt mit der erfreulichen Botschaft herein: „Mittags geht ein Transport nach Deutschland ab — wer von Ihnen sich kräftig genug fühlt, kann sich melden zur Evacuation!“

Auf den Thürstufen der Kaserne saß der Reservemann, ihm zur Seite ein Regimentskamerad, ein Feld-

webel mit einem Schuß im Bein und drei Lanzenstichen in Schulter, Brust und Rücken. In wohlthätiger Wärme strahlte die mitleidige Sonne die Kranken an, nach langem Harren kamen auch die ersehnten Gespanne, Leiterwagen und zweirädrige Karren, in denen die Verwundeten auf Stroh gebettet wurden. Ein blasser junger Mensch in Civil, der ‚Herr Baron‘ titulirt wurde, mit dem Johanniterkreuz auf dem Rock, eröffnete hoch zu Roß den Zug, ein Arzt in Uniform schloß denselben. Die Wagen rumpelten aus dem Kasernenhof hinaus; es fuhr sich herzlich schlecht auf dem holprigen Pflaster, bis man sich endlich in ein einigermaßen leidliches Nest im Stroh hineingeschüttelt; aber die Pein wurde gern ertragen: ging es doch wenigstens näher auf die liebe Heimat zu!

Die Wagen rollten eine halbe Stunde auf glatter Chaussee, zuerst eine Strecke des von der Schlacht her bekannten Weges, dann rechts ab am Bahnhof vorbei zwischen die Festungswälle hinein. Ueberall buntes soldatisches Treiben, weitausgedehnte Parks von erbeutetem Kriegsmaterial, in langen, langen Reihen französische Kanonen und Mitrailleusen, ganze Haufen von Chassepots, Säbeln und allerlei Plunder — glorreiche Ueberbleibsel der unüberwindlichen Armee, die hier, den Kaiser an der Spitze, wie in der Mausefalle kapituliren mußte: die Verwundeten überkam ein ingrimmiges Gefühl der Genugthuung. Dann ging es durch die engen dichtbelebten Straßen der Stadt, endlich wieder hinaus zum Thor; oben auf den Festungswällen suchten halb-

verhungerte Pferde, lebendige Gerippe, in ganzen Rudeln kümmerliche Atzung an dem dürren Gras, das an den Steinböschungen emporgewuchert; manche Mähre war dabei hinabgestürzt und in dem Graben elendiglich verendet.

Sonne und Staub als lästige Begleitung, bis der Weg in waldiges, hügeliges Terrain führte, das Schatten und Kühlung bot; ganze Zeltlager von französischen Truppen standen noch an den Berglehnen; lange Gräber, eilig zugeworfen, zeugten, daß man sich immer noch auf dem Schlachtfeld befand.

Der Abend brach herein und mit ihm fiel ein leichter Regen nieder, der anfangs erquickte und erfrischte, mit der Zeit aber doch bei dem mangelhaften Schutz, den die dürftige Kleidung bot, ein unleidlicher Geselle ward.

Die einförmige Bewegung der Fuhrwerke hatte die Verwundeten in Halbschlummer eingelullt, aus dem sie ein plötzliches »Qui vive?«, Anhalten und Laternenschein wieder aufrüttelte. Rechts und links am Wege in bequemer Haltung, Gewehr bei Fuß, ein Doppelposten — der Eine spuckte rechts, der Andre links; ein Trupp Soldaten nach französischem Zuschnitt, nur mit sonderbar alterthümlich hohen Chakos, umgab und durchsuchte die Wägen nach Waffen und Kriegscontrebande; unter zahlreicher militärischer Eskorte ward der Weg fortgesetzt.

„Ich glaube gar, die spielen Kriegsgefangne mit uns — nun, die neutrale Armee will auch ihr Ver-

gnügen haben" meinte der Feldwebel mit leichtem Sarkasmus. „Lassen Sie nur gut sein", sagte der Reservemann; „unser Johanniter kommt sich noch viel wichtiger vor."

Ein alterthümliches Festungsthor that sich auf, und es ging durch winklige, nur kümmerlich erleuchtete Gassen, endlich durch ein eisernes Gitterthor in einen weiten Kasernenhof, in welchem die lange Reihe der Wagen stillhielt. Eine Anzahl Soldaten in wunderlich verschnürten kurzen Jacken und ellenweiten Hosen brachte hochaufgehäufte Körbe heran; mit Begier wurde appetitliches, frisches Weißbrot, zähes Kalbfleisch in langen Schnitten entgegengenommen und verzehrt.

Johanniter und Arzt hatten es sich inzwischen in der Cantine bequem gemacht, denn der Regen draußen wurde immer ungemüthlicher; sie ließen es sich bei einer Flasche Sect wohl sein, der Feldwebel und der Reservemann sahen das deutlich durch die erleuchteten Fenster. Das dauerte wol eine Stunde — die Wagen blieben ruhig draußen stehn mit all den Verwundeten drauf.

Seit zwölf Stunden die Verbände nicht gewechselt, mit durchnäßten Kleidern auf durchnäßtem Stroh in kühler Nachtluft, das Alles, wie es schien, ohne Noth — kein Wunder, wenn sich da mit der Zeit Unwille regte und in lautem Murren Luft machte.

Ein junger belgischer Offizier kam an den Wagen heran und schwang sich mit elastischem Sprung auf den Sitz des Fuhrmannes. Zutraulich plauderte er in gebrochenem Deutsch und desto geläufigerem Französisch,

war wißbegierig, allerlei über die Schlacht, die Organisation der deutschen und die Kampffähigkeit der französischen Truppen zu erfahren, und bot als Entgelt sein Cigarettenetui, dessen duftiger Inhalt ein lang entbehrtes Labsal war. Es half das eine Weile über die trübselige Lage hinweg — bis grimmer Schmerz in der Wunde, der aus den Verband hervorsickernde Eiter, Näße und Kälte doch ihr Recht behaupteten. Der Reservemann bat den Offizier, hineinzugehn und die Herren zu vermögen, etwas für ihre Schutzbefohlenen zu thun.

Der Johanniter kam in weinseliger Stimmung heraus. „Was wollt Ihr denn eigentlich, Leute?“ Den Vettern von der Garde hatte das Herrchen trefflich den näselnden, blasirten Ton abgelernt.

„Wir können die Nacht über hier nicht so liegen bleiben — es wird doch möglich sein, irgendwo für uns ein Unterkommen zu schaffen.“

„Ach was, wir fahren heut noch weiter. Ihr jammert über das Bischen Regen — unsre Großväter haben nach dem russischen Feldzug acht Tage und länger auf dem Schlitten im Freien zugebracht.“

Das sagte in überlegenem Ton ein grüner Bursch, der nie eine Muskete in der Hand gehabt, den die Würde seines Johanniterthums trotz körperlicher Tüchtigkeit und rüstiger Jugend — wenn er sie nicht längst verpufft hatte — davor schützt, die eigne Haut zu Markte tragen zu müssen! Den Reservemann überkam ein herzliches Gefühl des Ekels und er schwieg entrüstet still.

Aber der Feldwebel nahm kein Blatt vor den Mund; er sagte im Ton ruhiger, solider Grobheit — aber die wunde Brust hob und senkt sich dabei krampfhaft: „Das ist eine Unverschämtheit von Ihnen, junger Herr, der Sie noch kein Pulver gerochen, wenn Sie so etwas zu uns sagen wollen; es ist gewiß keine Nothwendigkeit, uns Schwerverwundete hier im Regen liegen zu lassen.“

„Kerl — was erlauben Sie sich? Ich bin —“ brauste der Johanniter auf.

„Ich bin kein Kerl, sondern preußischer Feldwebel, und Sie sind derjenige, den ich sofort melden werde, sowie wir auf deutschen Boden kommen, daß Sie ihre Stellung gemißbraucht haben. Ich bin nicht ehrbedürftig — aber von Ihnen, junger Herr, verlange ich, daß Sie mein eisernes Kreuz und die vier Wunden, die ich trage, respectiren.“

Den Reservemann überlief heiße Scham, daß der belgische Offizier das anhören mußte.

Der Doctor war bei dem lauten Wortwechsel auch herausgekommen. Man sah ihm an, daß er noch nicht lange in seiner nagelneuen Uniform steckte und nicht recht das Selbstvertrauen besaß, nach dem Vorgegangenen mit seiner militärischen Autorität für den Johanniterjüngling einzutreten.

„Diejenigen, welche nicht weiter fort können und hier bleiben wollen über Nacht, mögen sich melden,“ rief er und schnitt damit die unerquickliche Scene ab.

Etliche zehn, drunter der Feldwebel und der Reservemann, wurden in die Kaserne geschafft, von dem Arzt frisch verbunden und fanden ein leidliches Lager. Der Johanniter war verduftet. Erst beim Abfahren der Wagen mit den Rest der Verwundeten machte er sich wieder laut. „Glückliche Fahrt, Herr Ritter! Wir werden auch ohne Euch den Weg zur Heimat finden!“

Dienstag, den 6. September 1870.

Das Lager über Nacht ist doch nicht so ‚leidlich‘ gewesen, als gestern Abends dem übermüden Körper geschienen. Die Strohmatraze war etwas hart, aber das ist Nebensache: unwillkommener Besuch in Hülle und Fülle hatte sich eingestellt — ausgehungertes Raubgesindel; denn die braven belgischen Kameraden waren gewiß schon wochenlang der Kaserne fern, um an der Grenze ihre Neutralität zu wahren. Das kroch und hüpfte und bohrte in gefräßiger Näschigkeit, daß man ordentlich das Stroh rascheln hörte; da hieß es, sich in stoischer Geduld drein und dran zu geben: »à la guerre comme à la guerre!«

In der Cantine sah es des Morgens recht trist und unwirsch aus; die schmutzigen Frauenzimmer in ungekämmten Haaren und einem Negligee, das sich trotz aller Dürftigkeit herzlich wenig verführerisch präsentirte; der Duft aus abgestandenen Bier- und Schnapsgläsern und übernächtiger Tabaksgeruch; dazu die lästige Zutraulichkeit der uniformirten Landeskinder, die sich vor Einen hinkauerten, den Kneller aus der kurzen Pfeife herzhaft qualmten, tausenderlei unnützes Zeug zu fragen hatten, jeden Knopf und jede Tresse an der Uniform zudringlich betasteten und gewaltig beleidigt waren, wenn man ihnen nicht in dem säuerlichen Farobier Bescheid that — die guten, herzensguten Flamänder mögen

es verzeihen und nicht auf das undankbare Gemüth, sondern auf den abscheulichen Zustand des Verwundeten schieben, dem der Geruch der eignen, stark eiternden Wunde zum Ekel ward, wenn ihnen der Reservemann kein rosigeres Andenken zu wahren vermag!

Der freundliche Offizier von gestern war früh gleich wieder zur Stelle, um sich nach dem Ergehn seiner Schutzbefohlenen umzuthun; dem Reservemann hatte er ein Päckchen feinen Tabak mitgebracht: „Es sei ihm selber die größte Freude gewesen, wie der Verwundete gestern mit solchem Behagen die Cigarette geschmaucht". Und die kleine Gabe ward mit so gutherzigem Lächeln geboten, daß sich ihr Werth darum in den Augen des dankbaren Empfängers verzehnfachte. Die Wagen, belgische Ambulanz, fuhren auf zur Weiterreise; in den großen Kasten lag man sicher und geborgen vor dem fort und fort niederströmenden Regen.

Es war am späten Nachmittag, da der Bahnhof erreicht wurde. Der lange Zug harrte schon der neuen Insassen, und nach kurzer Rast ging's weiter.

Das Getöse der Maschine, die unruhige, rüttelnde Bewegung der Waggons, das Läuten, Pfeifen, Blasen und Schreien auf den Stationen — denn die Belgier haben eine eigne Janitscharenmusik auf ihren Bahnhöfen — that dem wunden Kopf entsetzlich weh, zumal ihn der Verwundete immer steif halten mußte; denn beim leisesten Anlehnen an die Bretterwand steigerten sich durch

die mitgetheilte Erschütterung die Schmerzen schier zur Unerträglichkeit.

Um Mitternacht ward eine große Station erreicht — vielfach schlugen deutsche Laute an das Ohr und werkthätige Menschenliebe regte sich allerorten, den Verwundeten Erfrischungen zuzubringen. „Was — sind wir denn schon in Deutschland?“ „O nein,“ lautete die Antwort; „aber trotzdem schlagen hier deutsche Herzen in vaterländischer Treue genug, die sich eine Freude und Ehre daraus machen, Euch wackern Kriegern etwas Liebes anthun zu können.“

Auf dem jenseitigen Perron des Bahnhofs fuhr ein anderer Zug ein — rothe Käppis schauten heraus. Auch drüben regte sich eine dichte Volksmenge. »Vive la France! A bas les Prussiens, les maudits coquins!« schallte es in wüstem Geschrei drüben, während hüben der donnernde Ruf, „Hoch Deutschland“ ertönte. Die ganze Stadtbevölkerung war in zwei Lager zerspalten — wer will es verargen? Den Reservemann hat es trotz der unleidlichen Schmerzen mit erhebender Freude berührt, daß hier, im fremden Land, das deutsche Element so wacker Farbe gehalten; wirft man doch dem Deutschen so gerne vor, daß er leicht in der Fremde die Heimat, wenn nicht vergäße, so doch verleugne, und es für einen Raub halte, ehrlich sein Vaterland zu bekennen.

Mittwoch, den 7. September 1870.

Auf deutschem Boden! — Wie das unbeschreiblich süße Gefühl der Sicherheit, Geborgenheit nach den durchkämpften Gefahren, den erlittenen Mühsalen ausdrücken? —

Von allen Seiten boten sich hilfreiche Hände dar, den Verwundeten aus den Coupes zu helfen, sie auf die Bahren zu legen, diejenigen, welche noch auf eignen Füßen stehen konnten, freundlich zu stützen und zu leiten. Es war Morgens vier Uhr, und doch auf dem großen Bahnhof ein bewegtes Treben von Jungen und Alten, Männern und Frauen, die in rastloser Thätigkeit bemüht waren, sich der Verwundeten anzunehmen.

In stiller, ruhiger Zeit sieht es meist mit dem patriotischen Gefühl der Grenzbewohner nicht sonderlich aus. Der stete Verkehr hinüber und herüber, besonders wenn er in Industrie und Handel ein so reger ist, wie an der deutschen Westgrenze, verwischt mancherlei und läßt das persönliche Interesse vorwalten, sodaß das nationale mehr in den Hintergrund tritt. Aber in der Kriegszeit, wo sich die Bewohner der Grenzmarken am ehesten bedroht fühlen und bei dem schwankenden Waffenglück eine, wenn auch nur vorübergehende, Invasion fürchten müssen, regt sich das Heimatsgefühl in doppelter Stärke — doch nicht nur aus selbstischer Sorge für den eignen Herd; es ist, als fühlten sie eine be-

sondere Pflicht, die innere Zugehörigkeit den Stammesverwandten erst recht darzuthun.

Und so auch hier; trotzdem der niederrheinische Volksmund — lange, lange Jahre ist's her, daß die Annexion vollzogen — noch immer die Soldaten ‚die Prüsse' nennt, macht sich die liebevollste Hingebung den Verwundeten gegenüber geltend. In der weiten, taghell erleuchteten Halle stehn lange, reinlich weißgedeckte Tische mit Erfrischungen bereit; an den Wänden bequeme Divans und Sessel, auf denen die Soldaten gebettet werden. Auf die Frage: Bleiben wir denn hier, oder müssen wir noch weiter?" ertönt die herzliche Antwort: „Nein — wir behalten Euch, und das gern; alles ist für Euch bereit, wenn Ihr fürlieb nehmen wollt; wir werden es an nichts fehlen lassen."

Liebliche junge Mädchen, aus deren überwachten Mienen — denn sie haben auch ihren schweren Dienst am Büffet, und noch dazu ungewohnten — innige Theilnahme leuchtet, bieten allerlei gute und stärkende Bissen an; sie bitten, doch wenigstens ein Stückchen zu kosten, der Appetit werde schon beim Essen kommen; und man nimmt den freundlich schmollenden Gesichtern zu lieb, auch wenn man keinen Hunger, gar keine Lust zum Essen empfindet.

Auf deutschem Boden! Unter lieben, deutschen Gesichtern! die Augen werden unversehens naß, und man frägt still für sich: „Hast du auch wirklich draußen redlich genug gethan, um das alles verdient entgegen nehmen zu dürfen?"

Auf einer Tragbahre wird ein junger Offizier hereingeschafft; er liegt mit dem Rücken nach oben behaglich dahingestreckt, den Kopf in beide Hände gestützt und raucht mit urfidelem Gesicht seine Pfeife. Die hellblaue Uniform, welche einen süddeutschen Kriegsmann verräth, lockt eine Menge theilnahmvoll Neugieriger herbei, die den Verwundeten mit Fragen bestürmen — Jeder will ihn für sich als Ehrengast in Beschlag nehmen. Aber der Reservemann hatte drum kein Gefühl des Neides; im Gegentheil, es that ihm von Herzen wohl, da sich Alles um den bayrischen Kameraden schaarte: hat doch lang genug ein tiefgehender Riß die Stammesbrüder aus Nord und Süd von einander fern gehalten. Es war dem Reservemann, als sei ihm damit selber etwas Liebes angethan, und er dachte lebhaft an den Gegensatz zum Jahr 66 zurück, da ihn nach kaum vierjähriger Uebersiedelung die Pflicht, der Fahne des engern Vaterland zu dienen, aus dem Kreis der Seinen zurückgerufen nach dem Norden. Mit blutenden Herzen ließ er damals die Lieben als im Feindesland zurück — gottlob, das ist inzwischen anders worden; recht und billig ist es, daß man den wiedergewonnenen Brüdern doppelte Liebe und doppelte Theilnahme entgegen trägt!

„Sagen Sie, wo sind Sie denn verwundet?“ „Wo sind Sie denn verletzt?“ umschwirren den Bayern Fragen von allen Seiten, und besonders vernehmlich ist dabei der Frauenchor.

Der Schlingel mit dem urpfiffigen Gesicht blinzelt

schalkhaft mit den Augen: „Oben an der Hüfte“ antwortet er nach links. „Unten am Rücken“ spricht er nach rechts, und dem Herrn, der vor ihm steht, raunt er halblaut zu: „I bitt schön — helfens mir doch aus der Verlegenheit und schaffens mich weiter; denn wissens, die Wahrheit liegt grad in der Mitten drin!“

Freitag, den 9. September 1870.

Das hatte der Reservemann wol sein Lebtage nicht gedacht, daß er einmal in ein Kloster gehen würde! Und noch dazu in das eines Ordens, dem er sowol in Politik, wie in Religion und Wissenschaft ewige Feindschaft geschworen! Hinein gegangen war er freilich nicht, sondern getragen worden; aber er kann es nun einmal nimmer ändern, und — wenn er's könnte, thät er's nicht; denn er befindet sich wohl und sicher aufgehoben bei den Patres Jesuiten, wird mit so liebevoller, sorglicher Treue von Klerikern, Laienbrüdern und weltlichen Angehörigen des Malteserordens — so Männlein wie Weiblein — behandelt, daß er sich geborgen fühlt, wie in Abrahams Schooß.

Hohe, lichte Räume, mit einfachem, geschmackvollem Comfort für die Kranken eingerichtet, denen es an nichts, auch an gar nichts gebricht. Und wenn die ehrwürdigen, schwarzen Gestalten daherwandeln in dem langen Gang, mit mildem, ja vornehmem Anstand sich ihrer Pfleglinge annehmen, mit der selbstlosesten Hingebung sich auch der kleinsten, niedrigsten Dienste unterziehn, in anregendem, fesselndem Gespräch, wie es nur hochgebildete, vielerfahrene Männer zu führen wissen, die bösen Schmerzen wegscheuchen — da denkt der Reservemann gar nicht mehr daran, daß es Jünger Loyolas sind. Dem Soldatenherzen thut die straffe, mili-

tärische Disciplin, welche in stiller, aber allgewaltiger Macht das ganze Haus regiert, besonders wohl. Keiner frägt nach Glauben, nach Confession, und ein feiner, weltmännischer Tact waltet überall. Der Pater Superior, eine imponirende Figur mit prächtigem Kopf, dessen geistvolles Mienenspiel durch den Schleier mönchisch-priesterlicher Resignation eigenthümlich gemildert wird, bringt auf die flüchtige Bitte nach einer Stunde Göthe, Scheffel und Shakspeare herbei, um sie in zierlicher Reihe auf dem Tische zu ordnen.

Der eine Laienbruder, ein echter Enakssohn mit riesenhaften Schultern, die ganz sonderbar in dem schwarzen Talar ausschauen, hat die Aufgabe, die Verwundeten aufzuheben und umzubetten, wenn das Lager frisch gerichtet werden soll. Den größten Mann nimmt er spielend, als sei er ein winziges Kind, auf die muskulösen Arme, wobei er jedesmal in trocknem Pathos die Anrede hält: „So, Kind, jetzt hebe ich Sie auf; und wenn ich Ihnen weh thue, dann sagen Sie: ‚Au‘, damit ich mich in Acht nehmen kann.“ —

„Sie hätten besser in die Uniform gepaßt, als in den schwarzen Rock“, sagte der Reservemann einmal scherzend zu ihm.

„Ich habe auch gedient — habe als Garde du Corps in Potsdam gestanden“, antwortete er stramm, und die stattliche, breitgewölbte Brust hob sich höher mit einem Rest von weltlichem Stolz, den die Ascese noch nicht völlig abzutödten vermocht hatte.

Es ist rührend, wie die weltlichen Pfleger mit den geistlichen wetteifern in aufopfernder Thätigkeit. Eine stattliche Frau, die im übereifrigen Redefluß gar gern in den niederrheinischen Dialect zurückfällt, waltet als Mutter des Lazareths; der einsam lebenden, vermöglichen Wittwe hat sich auf einmal ein weites Feld aufgethan, den instinctiven Trieb, der jede edle Frauenseele erfüllt, unumschränkt sich regen zu lassen. Schon früh ist sie am Platz, um in den Bergen von Wäsche, Verbandzeug und Kleidungsstücken zu kramen und einem Jeden womöglich selbst das Bedurfte und Gewünschte zu bringen. Ihr gutes, volles Gesicht glüht und strahlt dabei in aufrichtiger Freude; neben ihr waltet als Adjutantin in sinniger Anmuth eine zarte schlanke Blondine, ein junges Mädchen mit langwallendem, röthlichgoldnem Haar, die von allen Verwundeten — es liegen wol ihrer sechszig in den verschiedenen Sälen und Zimmern — schier wie eine Heilige verehrt wird.

Junge Männer und Jünglinge — Kaufleute und Schüler — sind pünktlich auf dem Posten, sowie sie ihre Comptoirstunden, ihre Schulzeit hinter sich haben, um mit den geistlichen Herren sich treulich im Krankenwärterdienst und Nachtwachen zu theilen; die gewissenhafte Treue, mit der ein Jedes die freiwillig übernommenen Pflichten übt, ist von wohlthuendem Einfluß auf die Patienten, der wol nicht wenig zu ihrer Genesung und Erstarkung beigetragen.

Und dann der liebe, gute Sanitätsrath, mit dem

herzlichen Gesicht, dem schlichten grauen Haar und dem immer peinlich saubern weißen Vorhemd und schwarzen Ueberrock! Seine Hand ist beim Verbinden und Waschen der Wunden leicht und leise wie die einer Frau, ein feines Lächeln spielt um die stets glattrasirten Wangen, um die schmalgezogenen Lippen beim Gruß; er übt soviel Schonung, zeigt soviel Mitgefühl, daß man lieber die Zähne zusammen beißt und den Schmerz nicht laut werden läßt — ist es doch beinah, als wenn es dem Arzt weher thäte als Einem selber!

Ein trauliches Zimmer, dessen hohe Fenster von schneeigen Gardinen umwallt sind. Den Fußboden deckt ein dicker Teppich, und die ganze Einrichtung ist eine so wohnliche, behagliche, daß sie selbst dem verwöhntesten Geschmack genügt haben würde. Drei Betten stehn drin: in dem einen liegt ein bayrischer Oberlieutenant mit straffem Knebelbart, dem eine Mitrailleusenkugel durch beide Schenkel gegangen, das andere Bett belastet in der bekannten Stellung der büßenden Magdalena der andere Bayer, bei dem ‚die Wahrheit in der Mitte liegt' und das dritte Lager ist einstweilen leer, der Reservemann hofft, es mit der Zeit einnehmen und wieder einmal der horizontalen Lage fröhnen zu dürfen, wenn seine eigensinnige Kopfwunde es zulassen wird. Fürs Erste muß er in halbsitzender Stellung auf einem kunstreich construirten Großvaterstuhl fürlieb nehmen,

Kopf und Hals auf ein wunderbar kühles Luftkissen gestützt. Die drei haben natürlichermaßen schnell treue Kameradschaft geschlossen: ‚Getheiltes Leid ist halbes Leid.‘ Wie auf leisen Fittichen wogt in der wohlig vom Ofen her durchwärmten Luft der Tabaksrauch, webt sich zu phantastischen Gestalten zusammen, um nach oben wesenlos zu verfließen; der Oberlieutenant qualmt würzigen holländischen Muff-Muff-Kanaster aus der langen Pfeife; der Lieutenant saugt an dem Glimmstengel, dessen Deckblatt wenigstens die Sonne der Antillen gedörrt hat; und der Reservemann hüllt sich in die duftigen Wolken des Tschibuks, welcher mit edlem, langfasrigem kleinasiatischem Kraut gefüllt worden.

„Tobak ist noch der einz'ge Trost;
Den Rauch man durch die Nase blost.“

recitirt der Lieutenant, der von allen dreien trotz Schmerzen und Pein den ausdauerndsten Galgenhumor besitzt und fort und fort die Freunde mit Knittelversen plagt, deren verwegene Reime und chaotischer Strophenbau an Gotteslästerlichkeit den frevlen Inhalt übertreffen. Der Reservemann hätte es den schlechten Gedichten nicht angemerkt, daß ihr Autor daheim jener hochachtbaren Dichterzunft angehöre, welcher die alten Traditionen der ehrsamen Meistersinger bis in die Gegenwart treulich pflegt.

„Freund“ — fragte er den Sohn der alten Noris einmal — „Dein Ururahn ist gewiß der Stadtschreiber Beckmesser gewesen?“

Sonntag, den 11. September 1870.

O — der Reservemann hat sich gestern gewaltig stark und gesund gefühlt, da er am Arm eines jungen Paters beinah schon den ganzen Corridor durchwandern konnte. Stolz auf die wiederkehrende Körperkraft hat er der Mutter des Lazareths in ihrem Wäschearsenal eine Anstandsvisite gemacht und der Blondine vertraut, daß er nächster Tage in die Heimat abmarschiren werde. Wie ihn der stützende Begleiter zurückführt ins Zimmer, schallen Tritte am andern Ende des Corridors die Stiege herauf; ein neuer Transport von Verwundeten ist angekommen.

„Der Tausend, das sind ja bekannte Gestalten!" Süddeutsche Feuerwehrleute in ihren knappen, grauen Joppen bringen die kranken Soldaten herauf. „Wie kommen denn die hieher? Gut Heil, Kameraden, gut Heil!" Den Verwundeten durchbebt es mit unnennbarer Freude, da er die wackeren Gesellen sieht; er weist das Abwehren des Begleiters zurück und ist kindisch erfreut, mit den Feuerwehrmännern, die auch als Krankenträger nach Frankreich hinausgezogen waren, plaudern zu können. Hat er doch selbst noch vor kurzen Monaten einem Freiwilligencorps angehört, das als eine Musterschule für das Feuerwesen gilt — wer will's ihm verargen, wenn er da nach Herzenslust mit den Kameraden plaudert, nach Diesem und Jenem frägt und den Lands-

leuten, die zurückkehren sollen in die Heimat, viel tausend Grüße aufträgt und die Bestellung dazu: er werde bald, recht bald nachkommen?

Das unerwartete Zusammentreffen hat ihn doch etwas aufgeregt. Der Sanitätsrath, wie er Abends kommt, macht ein bedenkliches und strafendes Gesicht: „Hören Sie, was ist denn mit Ihnen passirt? Sie gefallen mir gar nicht. Sehen Sie sich vor über Nacht! Es muß jemand hier wachen, und wenn Ihnen was geschieht, lassen Sie mich rufen.“

Der Reservemann lächelt innerlich über die Bedenken des Arztes. Fühlt er sich doch so frisch und gesund — die Wunden rührten sich ja gar nicht, obwol der Puls an der Schläfe wol etwas unruhig hämmerte.

Er sinkt auf seinem Stuhl in leichten Schlummer, aus dem er zeitweise aufnickt, wie es die ganzen Nächte her die Regel gewesen. Da muß er auf einmal heftig niesen: was ist denn das? Ein warmer Strom quillt unter dem Verbande hervor und rieselt am Halse hinunter. Er stöhnt auf — der Wärter ist gleich zur Hand und löst die Binden. Da spritzt das Blut im weiten Bogen, grad' wie nach der Verwundung, aus der Schläfe, die Arterien sind wieder aufgesprungen, der Strom ist trotz Pressen und Drücken nicht zu hemmen.

Der Arzt wurde geholt; eine lange, überaus schmerzhafte Operation ward vorgenommen, um die Adern zu unterbinden. Ein jeder Schnitt durch die Muskelstränge, durch das Nervengeflecht that entsetzlich weh — bei dem

ungewissen Lampenlicht konnte selbst die geschickteste Hand sobald die rechte Stelle nicht finden, dreimal wurde der unrichtige Strang mit der Pincette erfaßt und herausgezogen, um mit dem Seidenfaden zugeknotet zu werden; der Pater, welcher vor dem Verwundeten kniete, um seine Hände fest zu halten, war über und über mit Blut überströmt. Der wüthende Schmerz überwand alle Selbstbeherrschung; ein Glück, daß, ehe die Operation noch vollendet, der Körper so durch den Blutverlust geschwächt war, daß der Verwundete den Schluß in bewußtloser Ohnmacht überstand.

Aus der Heimreise wird wol sobald nichts werden — das blonde Fräulein hatte Recht behalten mit seinem schalkhaft ungläubigen Lächeln.

Donnerstag, den 15. September 1870.

Das waren böse, böse Tage seither! Mit dem Kopf ging's wol an, seit die Gefahr der Verblutung hoffentlich auf immer beseitigt worden, aber der Verwundete war so schwach, daß er gefüttert werden mußte wie ein Kind, und dazu hat sich ein empfindliches Reißen eingestellt, das die rechte Körperseite vollständig lähmt; er kann den Arm nimmer rühren; tückische Folgen der kühlen Biwaksnächte, der Fahrt auf offenem Wagen im Nachtregen, welche auf den geschwächten Körper nun mit doppelter Wuth einstürmen. Der Oberlieutenant liegt auch noch immer fest; aber der kleine Lieutenant ist schon wieder mobil geworden, humpelt in sonderbaren Sprüngen, die Beine weit auswärts gespreizt, die Stube auf und ab und singt dazu eine schaurige Ballade, sein Lieblingslied, welches ihm selber wegen der darin auftretenden Hauptperson den Namen ‚Bandelworm' eingetragen.

Die Post bringt heut neben den gewöhnlichen Briefen mit Grüßen aus der Heimat auch einen, dessen Adresse von unbekannter Frauenhand geschrieben ist. Erwartungsvoll schaut der Reservemann dem Pater zu, welcher ihn gefällig aufbricht und dem Kranken hinreicht. Was kann das sein?

Es sind liebe, freundliche Zeilen, die eine Freundin des Elternhauses gesandt, von beinah mütterlicher Sorge

und Liebe durchweht — der Reservemann ist freudig überrascht, daß auch ferner Stehende seiner in solcher Treue gedenken. Und — da ist ja noch gar ein Postscript in feinen, zierlichen Mädchenzügen:

„Herzlichen Gruß und innigen Segenswunsch für baldige Genesung auch von

Ida und Martha."

Du lieber, lieber, spröder Schlingel du! Hast du also auch wirklich einmal ein kleines Wort für den bitterbösen Menschen übrig, der dich, die kaum erschlossene Knospe, immer noch wegwerfend als Kind behandeln wollte, mit herablassender Miene dich zum Tanz holte, als thät er dir eine Gnade an, und dem darüber sich empörenden Mädchenstolz ein abscheulich boshaftes Lächeln entgegengesetzt? Du weißt freilich nicht, daß er es that, um desto sicherer zurückhalten zu können, was sich schon längst tief im Herzen für dich geregt; darum, wenn auch dein frommes Kindesherz es sich nicht versagen mag, dem Kranken, Verwundeten einen Gruß zukommen zu lassen, hat doch die scheue, mädchenhafte Sprödigkeit den Namen des kleinen Schwesterleins vor den eignen gesetzt.

Der Reservemann hat immer und immer wieder die kleine Nachschrift angeschaut. Bandelworm behauptet sogar, er habe sie geküßt — aber Bandelworm ist ein schlechter, nichtsnutziger Mensch; man darf ihm beileibe nicht Alles glauben.

Sonnabend, den 17. September 1870.

„Wenn morgen das Wetter freundlich ist, so dürfen Sie Beide“ — der Sanitätsrath meinte Bandelworm und den Reservemann — „morgen Mittag einen kleinen Ausgang ins Freie wagen. Aber hübsch sich geschont und in Acht genommen, das bitt' ich mir aus!“

Und er drohte lächelnd mit dem Finger. Seine Medicin hatte in den paar Tagen seit dem Aufbrechen der Wunden mächtig gewirkt, trotzdem das Recept sehr einfach war: „Essen Sie nach Herzenslust, was und wieviel Ihnen beliebt — besser eine dreifache, als doppelte Portion; ein jugendkräftiger, durch keine Krankheit von früher her geschwächter Körper erholt sich schnell, wenn man ihm nur das Gehörige bietet.“

Welche Freude, daß die Morgensonne heut so klar und warm in das Zimmer strahlte, und der zarte Reif auf den Baumkronen im Hof, auf den Nachbardächern schon um neun Uhr abgethaut war. Die Beiden konnten's kaum erwarten, bis die Mittagsstunde schlug. Endlich war sie da, und mit ihr zugleich der junge Pater, unter dessen besonderer Obhut das Zimmer stand; in der Hand trug er ein Bündel Spazierstöcke zur Auswahl für die angehenden Reisenden. Mit kindischem Eifer ward geprüft und der beste herausgewählt — der Oberlieutenant rief trübselig vom Bette her: „Sie, Herr Pater, kriegich denn keinen Stock?“ Die Genossen durchzuckte es

mit schmerzlichem Mitleid: wie lang wird der arme Teufel noch zu liegen haben, bis er sich einmal auf Krücken hinauswagen darf, wer weiß, ob er jemals wieder ohne dieselben marschiren kann? Aber gutwillig trugen sie dem Kameraden die Stöcke hin, auf dessen blassem Gesicht die tiefe Furche, welche langanhaltender Schmerz um die Mundwinkel gezogen, auf einen Augenblick vor freudiger Hoffnung auf Genesung verschwand. Neidlos schaun sie zu, wie er den besten, stärksten Stock heraussucht, ihn prüfend gegen den Boden stemmt, mit beiden Händen biegt und damit scherzend gegen die Freunde Quarten und Terzen markirt. Und auch er schaut neidlos nach, wie Bandelworm am Arme des mühselig schleichenden Reservemanns zur Thür hinaus schrägelt; er streicht vergnüglich den schwarzen Knebelbart: „Ha — wenn mir's der Arzt nur erlaubte! Ich bin doch viel stärker und rüstiger als Ihr Schneidergesellen!“

„Gott, Mama, sieh nur die beiden armen Soldaten! Der Eine kann kaum gehn, und der Andre sieht so todtenbleich aus, als würde er's nimmer lange treiben! Und die Uniformen sind so armselig und abgetragen — darf ich, liebe Mama?“

Das Fräulein zieht die Börse, Mutter und Tochter sind die Augen feucht vor innigem Mitleid, und der Lieutenant kriegt auf einmal ein — Zweigroschenstück

in die Hand gedrückt. Vergebens wehrt er sich, es zu behalten, die Damen sind flugs um die Ecke verschwunden, verdutzt schauen ihnen die Freunde nach und brechen endlich in herzliches Lachen aus. Bandelworm muß den ganzen Abend vom Spott des Oberlieutenants leiden, und der Reservemann sagt: „Das kommt von Euren Tressen am Kragen, die hier kein Mensch zu würdigen versteht."

Der Lieutenant schreibt umgehend heim und bestellt flugs eine neue, noble Uniform. Aber das Almosen will er doch als Andenken treulich aufheben, sagt er.

Donnerstag, den 22. September 1870.

Heut hat der Reservemann eine Extrabelohnung für gutes Verhalten bekommen. Er hatte vom Pater gehört, daß im Kloster eine Kapelle sei mit einem großen, schönen Harmonium; er lechzte schon lang nach ein wenig Musiciren, aber der Arzt hatte es noch immer nicht zugeben wollen, weil der Kranke sich vor jeder Aufregung sorglich hüten müsse. Endlich heut sagte er: „Sie dürfen's einmal wagen“ und der Reservemann jubelte vor Freude auf.

Der Pater führte ihn durch lange Gänge, treppauf, treppab, bis er endlich eine schmale, niedere Thür aufschloß. Sie traten auf das Chor. Der Schein der Abendsonne war milde abgetönt durch das bunte Farbenspiel der gemalten Fenster, aus der Altarnische, die in tiefem Schatten lag, glühte in rother Schale das ewige Licht herauf; die farbigen Strahlen zitterten auf den Fliesen des Fußbodens und woben eigne Reflexe um das zierliche gothische Schnitzwerk und Eichengetäfel, mit welchem die Kapelle ausgeschmückt war. Von der Straße her schallte gedämpft das summende Geräusch des lebhaften Verkehrs, wie er von früh bis spät in den Mauern einer betriebsamen Fabrikstadt wogt. Drinnen in dem kleinen, hochgewölbten Raum friedliche Stille — es war, als geböte der Straßenlärm draußen an den Fenstern sich selber Halt und wage nur schüchtern, sich hinein zu stehlen.

Das Harmonium mit seinem weichlichen Klang ist eigentlich kein Kircheninstrument; in die Kirche taugt einzig der Orgelton mit seinem sichern, unerschütterlichen, fort und fort in gleicher Stärke schwellenden Klang, der kein Crescendo und Decrescendo verträgt, welches mit seiner ruhigen Würde nicht im Einklang steht. Aber der zart vibrirende Ton des Harmoniums, kann er auch nicht den Vergleich mit der Orgel aushalten, stiehlt sich doch ins Herz hinein. Der Spieler schlug ein einfaches, wunderliebliches Fugenthema in Dmoll des Altmeisters Bach an; die zarten Töne klangen erst einsam und schüchtern durch den Raum; Stimme auf Stimme trat herzu, eine der andern sich anschmiegend und folgend, bis endlich der volle, vielstimmige Chor in langgezogenen Accorden mit figurenreichem Baß durch das Kirchlein brauste. Konnte der Spieler dem tief sinnigen Gedankenbau des alten Meisters auch nur stümperhaft aus dem Gedächtniß folgen, so wob er dafür eignen Schmerz und eigne Lust hinein.

Es war inzwischen ganz dunkel geworden — der junge Pater war leis hinunter gegangen und kniete vor dem Altar in stillem Gebet; und vom Orgelchor her schallte auch ein Gebet, das freilich ob dem wirren Netz enharmonischer Verwechslungen, welche sich schnöde zur neuen Ketzerschule bekannten, vor den Ohren eines strenggläubigen Musikers wenig Gnade gefunden haben würde; aber es war doch ein Dankesgebet für wunderbaren Schutz in Gefahr und wunderbare Rettung vom Tod.

Der Reservemann glaubt fest, daß derselbe Gott

in gleicher, allumfassender Liebe beide Jünglinge gehört haben wird: den Jesuiten unten am Altar, welcher Geistes- und Körperkraft der aufstürmenden Jugend seinem religiösen Wahn zum Opfer in starre Fesseln geschlagen; wie das leichtblütige Weltkind oben auf dem Chor, das mit erstarkender Gesundheit von Tag zu Tag frischer ins Leben schaut und die Stunde kaum erwarten mag, da er sich wieder hinausstürzen darf in das Wogen und Treiben der großen Zeit.

Freitag, den 30. September 1870.

Die sorgsame Pflege, fleißiges Baden in den weltberühmten Thermen hat nach und nach die gichtischen Schmerzen vollständig beseitigt, und auch die Wunden heilen zusehends; hie und da kann ein größerer Spaziergang durch die alte Kaiserstadt gewagt werden, kurz, die Besserung ist im schönsten Gang. Sogar der Oberlieutenant darf täglich schon ein paar Stunden heraus aus dem Bett und auf dem Stuhle sitzen: ein Paar schwarzpolirte Krücken lehnen seit einigen Tagen neben seinem Bett, allein der Arzt leidet doch noch nicht, daß er sich ihnen anvertraut.

Als der Sanitätsrath heut den Abendbesuch vollbracht, Alles in bester Ordnung befunden hatte und mit dem Laienbruder, der die Wundspritzen und das Verbandzeug trug, aus der Thür verschwunden war, blieb der junge Pater, der dem Arzt stets treulich beistand, einen Augenblick stehn und trat noch einmal zu den Kranken hin. Man sah dem ernsten, verschlossenen Gesicht, auf dessen scharf geschnittenem, schönem Kinn der Ausdruck fester Selbstbeherrschung lagerte, selten irgend eine Bewegung an; diesmal leuchteten aber doch die blauen Augen eigens auf — für gewöhnlich waren sie von den Lidern tief beschattet, oder, wenn er sprach, starrten sie, wie in weite Ferne gerichtet.

„Meine Herren, ich will Ihnen Lebewohl sagen; ich muß Sie verlassen.“

„Ei was, Pater, so schnell? Wann kommen Sie wieder?“

„Das weiß ich nicht und glaub's auch kaum.“

„Wo müssen Sie denn so plötzlich hin?“

„Sie wissen ja, wir sind auch Soldaten“, sagte er mit leisem Scherz; „bei uns ist nichts plötzlich und überraschend; der Befehl kommt an, und in derselben Stunde wird er ausgeführt. Der Pater Superior hat mir eben mitgetheilt, daß ich nach Aegypten gehn soll; ich will flugs mein Bündel schnüren, denn heut Abend reise ich ab.“

„Was wollen Sie bei Nubiern und Fellahs? dienen Sie hier nicht besser Ihrem Beruf und zugleich dem Vaterland?“

„Mein Vaterland ist die weite Gotteswelt — ich diene als Werkzeug in höherer Hand; die Arbeit im Dienst der Kirche ist überall gleich würdig und hehr.“

Er reichte den dreien nach einander die Hand; der Reservemann meinte sogar, er habe einen leisen Druck gespürt. Dann schritt der Jesuit zur Thür, verneigte wie gewöhnlich noch einmal sich in demüthiger Hoheit und wünschte mit demselben ruhigen Ton wie alle Tage ein „Gute Nacht!“

Sonntag, den 2. Oktober 1870.

Den Verwundeten geht's von Tag zu Tage besser; der Oberlieutenant darf schon fast den ganzen Tag im Stuhl sitzen; der Reservemann hat mit freudigem Stolz nach Haus geschrieben, daß er gestern die erste Nacht ausgestreckt im Bett geschlafen; und gar Bandelworm! Der sitzt an seinem Koffer, eifrig mit Packen beschäftigt, denn für ihn hat schon die Erlösungsstunde geschlagen. Die Kameraden schauen mit ärgerlichem Neid auf den nichtsnutzigen Schlingel, der schadenfroh die Melodie seines Leibliedes vor sich hinpfeift. Aber rechter Ernst steckt doch nicht dahinter, weder hinter dem Hohn noch hinter dem Neid; allen dreien fällt's wol gleich trübselig aufs Herz, daß einer von ihnen scheiden muß, denn nichts kettet die Menschen mehr zusammen, als gemeinsam durchlebte Gefahr, gemeinsam ausgestandenes Leid.

Der Reservemann hat den Freund hinausgeleitet zum Bahnhof, mit halbverheimlichter Rührung sein Streben, mit geschrägelten Beinen den Waggontritt zu erklimmen, unterstützt; die Diagonale wird wol zeitlebens die Hauptwegesrichtung für den wackern Burschen bilden — aber schadet nichts; Kopf und Herz sitzen auf dem rechten Fleck, da wird Bandelworm das Ziel doch nicht verfehlen. „Behüt' dich Gott", sagt er herzlich mit seinem schnurrig spitzen Lächeln — aus den

Augen, die für gewöhnlich spöttisch zwinkern, schaut gar etwas wie Bewegung heraus. „Mach, daß du auch bald heimkommst.“

„Und wieder hinaus ins Feld,“ sagt der Reservemann.

„Hast Recht“, sagt Bandelworm; „auf Wiedersehn in Paris — und grüß mir den Oberlieutenant noch recht schön!“ —

Eine halbe Stunde später saßen die Zurückgebliebenen gar trübselig beisammen; sie spüren deutlich und klar die Wahrheit des alten Satzes: »tres faciunt collegium.«

„Jetzt sind wir allein,“ sagt der Reservemann.

„Ja, allein“, wiederholt der Oberlieutenant. Beide schauen sich an — erst leisen Vorwurf, dann volle Vergebung im Aug, und reichen sich die Hand. In dem stillen Druck lag das feste Versprechen, auch den Rest der Leidenszeit hindurch treue Kameradschaft zu halten.

Freilich — den alten Ton herzlich unbefangener Neckerei und Fröhlichkeit anzuschlagen, gelingt selten mehr; denn zu Stein und Stahl gehört auch der Zunder, damit der Funke zu fangen vermag.

Montag, den 10. Oktober 1870.

Der Oberlieutenant und der Reservemann sind gewaltig vornehme Herrn geworden; sie lehnen bequem in den weichen Polstern einer stattlichen Glaskutsche, rücklings sitzen die Mutter des Lazareths und ihre blonde Adjutantin — die Damen wollten es durchaus nicht anders thun. Die Braunen laufen einen flinken Trab; es geht die belebten Promenaden entlang, welche sich rings um die Stadt ziehn, an prächtigen Villen vorbei durch buntes, großstädtisches Gewimmel, das sich der warmen Strahlen der Herbstessonne freut, welche durch das welke, gebräunte Blattwerk der Platanen brechen.

Es war das erste Mal, daß der Freund wieder hinaus kam in die frische Luft; schon tagelang hatte die Wittwe die Ausfahrt geplant, bis sich endlich heut das Wetter günstig gezeigt. Es war ein Festtag, ein Auferstehungstag für den Freund; der stattliche, kräftige Mann, mit seinen zerschmetterten Beinen freilich noch immer hilflos wie ein Kind, sog in vollen Zügen die würzig-reine Waldesluft ein, die den Park durchwehte; es war, als würden die bleichen Wangen zusehends von der mitleidigen Sonne geröthet, der böse Leidenszug um den Mund war ganz verschwunden und hatte einer strahlenden Glückseligkeit Platz gemacht, die dem kräftigen Männerantlitz gar nicht übel stand.

Sein Gegenüber mußte das auch wol finden. Nie ist ein schönes Frauenantlitz schöner, als wenn es der

Ausdruck inniger Theilnahme verklärt. Das Mädchen, in der freien unbefangenen Art der Rheinländerin, hatte die klaren, freundlichen Augen mit herzlichster Antheilnahme auf den Verwundeten gerichtet; ja sie streckte ihm ganz ungenirt das Händchen hin, als sie von der Freude sprach, ihn endlich wieder so weit zu sehn. In dem Reservemann stieg ein leiser Verdacht auf, als sei es nicht die Herbstessonne, welche die Wangen des Kameraden mit leichtem Incarnat angehaucht, sondern der lichte Frühlingsschein, der aus den blauen Augen drüben herausleuchtete. Aber der Wittwe gegenüber äußerte er nichts davon, deren gutes Gesicht mehr als je strahlte in mütterlichem Stolz über die rüstigen Fortschritte, deren sich ihre Pflegebefohlenen befleißigten. Er verwickelte sie vielmehr in ein eifriges Gespräch, und als der Weg an einem uralten Schlößlein vorüberführte, das inmitten eines runden Teiches auf kleiner Insel lag, dem Volksmund nach Caroli Magni Lieblingsaufenthalt, vertiefte er sich angelegentlich mit ihr in allerhand Sagen und Mären, die auch in dem hohen Schilf des schlammigen Wassers flüsternd rauschten.

Der Reservemann fürchtete sehr, daß weder das Fräulein noch der Oberlieutenant sonderlich Acht gegeben und das Fenster nicht gemerkt haben, aus welchem Kaiser Karl hinausgespäht in stiller Mondnacht, als seine Tochter den Buhlen über den Schloßhof getragen, damit man im frischgefallenen Schnee die Spuren des Männerfußes von der Kemenate aus nicht verfolgen könne.

Mittwoch, den 17. Oktober 1870.

Das ist heut eine Lustigkeit im Krankenzimmer, als wäre Bandelworm selber auch noch dabei — der Reservemann kommt soeben von Kommandantur und Etappe, wo er auf das Zeugniß des Sanitätsraths hin sich und dem Freunde einen Passirschein in die Heimat ausgewirkt hat. Die Wunden sind zwar noch nicht ganz geheilt, nehmen aber so günstigen Verlauf, daß die Reise unbedenklich gewagt werden kann. Flugs ist das eigene Bündel geschnürt und auch des Lieutenants Koffer nach dessen Anweisung sorglich gepackt, denn morgen in aller Früh soll's fortgehn.

Der Reservemann stellt eine Rechnung an, wie lange er wol noch zu Haus verweilen dürfe, bis er wieder hinaus könne ins Feld; der Oberlieutenant hört mit einem Seufzer zu und schaut auf sein zerschossenes Piedestal: „Ich bin wol für immer in den Skat gelegt"; sein eines Bein, in welchem die Kugel durch das dicke Fleisch gegangen, läßt nichts zu wünschen übrig, aber desto rebellischer ist das andre, dessen Sehnen und Knochen verletzt sind, so daß tagtäglich kleine Splitter und blaue Tuchstückchen vom Beinkleid, welche die Kugel mit in die Wunde gerissen, auseitern.

Den Nachmittag über ist große Cour; allerlei Leute, von denen gar manche trotz des kaum sechswöchentlichen Aufenthalts im Lazareth werthe Freunde geworden,

kommen, Lebewohl und glückliche Reise zu sagen; die Verwundeten sind selber erstaunt, so zahlreiche, liebe Theilnahme gefunden zu haben. Die Lazarethmutter hat jedem ein zierliches Angebinde überreicht, die Adjutantin mit schalkhaftem Lächeln dem Reservemann einen Gruß an „Jemand" in die Heimat aufgetragen — in so einem Jesuitenkloster ist man doch mit keinem Geheimniß sicher — und hat dem Oberlieutenant mit gar ernstem, innigem Blick baldige vollkommene Genesung gewünscht.

Nach dem Abendessen schaut der Pater Superior in die Thür und frägt, ob eine kleine Störung nicht unwillkommen sei; ihm folgt auf dem Fuß ein Frater mit einem mächtigen Präsentirbrett, auf dem eine Reihe Champagnerflaschen mit einer ganzen Anzahl Gläsern stehen; dann in feierlich gravitätischer Procession die schwarze Schaar der Patres; der Superior ladet seine flügge gewordenen Schutzbefohlenen ein, einen herzhaften Abschiedstrunk zu thun; vor des Oberlieutenants Lager hat sich die originelle Kneiptafel seßhaft gemacht, gar bald noch verstärkt durch die dienstthuenden weltlichen Malteser, die der laute Knall indiscreter Pfropfen eilig herbeigelockt. Manch sinniger Trinkspruch tönt aus ernstem Priestermund, und auch der Reservemann hat ein Sprüchlein zusammengeleimt auf die gastlichen Wirthe.

Die schwarzen Männer brachen auf, schüttelten den Soldaten herzlich die Hand und baten um gutes Andenken. Als sie hinaus waren zur Thür, stieß der Reservemann mit seinem Glas lustig an das des Freun-

des: „So den Rest auf ein bekanntes rothgoldenes Lockenhaar!“

„Bist du in diesen Mauern selbst schon zum Jesuiten geworden?“ gab der Oberlieutenant zurück; „denn sicherlich hast du eines im Sinn, das mehr dunkelblond ausschauen mag.“

Freitag, den 21. Oktober 1870.

Daheim! —

Dem Reservemann ist's, als läge zwischen dem Scheiden und heut eine lange, lange Zeit; und doch sind es eigentlich nur knapp drei Monate gewesen; drei Monate, in denen sich freilich nicht blos für den Gang der Weltgeschichte eine Fülle von überraschenden Ereignissen begeben, sondern auch für das bescheidene Einzeldasein eine Unzahl überwältigender Eindrücke gedrängt. Es geht ihm umgekehrt wie dem Heisterbacher Mönchlein, das über der Jagd nach einem Wundervogel Jahrhunderte verträumt hat: ihm ist zu Muth, als kehre er von weiten, langen Reisen heim, vielgeprüft durch Ernst des Lebens und — Ernst des Todes; da überkommt's ihn wie im Traum, die Gesichter aller Lieben in unveränderten Zügen zu schauen; das jüngste Schwesterlein ist gar nicht viel gewachsen, trotzdem es in dem rechten Alter dazu wäre; mit kritischem Blick mustert es den fremdartigen Rock des Bruders und stellt Vergleiche an zwischen hellblauer und dunkelblauer Uniform, die bei der kleinen Partikularistin nicht sehr zu Gunsten der preußischen ausfallen. Der jüngere Bruder verweist es ihr in überlegenem Gymnasiastenton — man merkt es, daß seine Wiege noch auf norddeutscher Erde gestanden. Die ältere Schwester, ein halbgereiftes Backfischchen, ist dem Heimgekehrten — die Erste — stürmisch an die Brust geflogen, hat ihn den Anderen kaum lassen wollen; Vater und Mutter sind die Augen naß, da sie

den wiedergeschenkten Erstgeborenen — denn so sehen sie ihn an — in den Armen halten.

„Hast du dich auch stets tüchtig gehalten, Junge, hast uns keine Schande gemacht?“ frägt der Papa. Man merkt aus dem zärtlich-stolzen Ton, daß ihm um die Antwort nicht bange ist, und statt derselben schaut der Sohn ihm mit offenem, freudigem Blick ins Gesicht. Die Mama hat mit zitternder Hand die Binde vom Kopf gelöst, um die Wundenmale zu betrachten; sanft lehnt sie das wunde Haupt an die treue Brust und streichelt es mit leiser, linder Hand; wie der Sohn aufschaut zu ihr, liest er in ihren Augen ein stilles Gebet, daß eine wunderbare Macht die Feindeskugel von der tödtlichen Bahn abgelenkt: „ein Haarbreit weiter,“ flüstert sie leis und drückt den Sohn einen langen Kuß auf die Stirn.

Die Köchin, die langjährige treue Hausgenossin und — Haustyrannin, wenn ihr grade etwas in die Quere geht, hat den Tisch mit allerlei Leibspeisen des Heimgekehrten belastet; dem wird's gottlob nicht schwer, der Tafel alle Ehre anzuthun, denn so ein Reconvalescent hat immer einen geradezu erschrecklichen Heißhunger. Er muß ihr getreulich beichten, wie es ihm in Bezug auf Leibes Nahrung und Nothdurft ergangen. Die Hände schlägt sie über dem Kopf zusammen, da er lustig seine spartanischen Kochrecepte hersagt, die ihr grauslicher, fürchterlicher erscheinen, als Schlachtentrubel, Strapazen und Wunden; und da er wieder die vorzügliche Küche des Jesuitenklosters herausstreicht, erglüht das ehrliche Gesicht, dem das schwarz-

seidene Passauer Kopftüchel gar nicht übel steht, vor heller Eifersucht, sodaß der Reservemann geschwind einlenkt und versichert, so gut wie daheim, habe es ihm doch nie geschmeckt.

Noch Einer spaziert im steifen Gang das Zimmer auf und ab, pfeift den Pariser Einzugsmarsch und den alten Dessauer, und wenn er ans Fenster kommt, trommelt er geschwind ein Paar Takte dazu an den Scheiben; der Hausfreund ist's, der auf diese Art seine freudige Theilnahme am Familienfeste äußert.

„Schauderhaft, entsetzlich!“ murrt er vor sich hin; „werden den Menschen noch ganz zu Tode quälen mit ihrer verdrehten Zärtlichkeit, da er kaum den Mitrailleusen, Turcos, Jesuiten und anderen Gefahren entronnen ist. Meine Herrschaften, Junior muß ins Bett, muß tüchtig ausschlafen nach den Reisestrapazen. O Unverstand, Unverstand! Mensch dauert mich. Apropos, Junior — bin nicht sehr zufrieden mit Ihnen — Marke aus St. Dizier war nichts Besonderes nach Korkabschnitt zu schließen; hätte Ihnen mehr zugetraut — aber Mensch ist und bleibt unpraktisch, total unpraktisch!“

Doch dauerte es noch gewaltig lange, ehe den Mahnungen des Sonderlings Folge geleistet wurde; der Reservemann hatte gar viel zu berichten, stundenlang wurde noch gefragt und geplaudert.

„Aber jetzt marsch ins Bett,“ kommandirte der Papa, und die ganze Familie setzte sich in Bewegung,

den Aeltesten in sein Zimmer zu geleiten; der Vater trug fürsorglich die Lampe, Mutter und Schwester führten den Reservemann, die Kleinen schlossen sich an, und der Hausfreund schloß gravitätisch den Reigen, in dem einen Arm einen gläsernen Ballon mit Carbolsäure, in den andern großen Haufen Charpie und Verbandzeug — er hätte damit ein ganzes Lazareth versorgen können.

Als der Reservemann im Bett lag und eben das Licht löschen wollte, klinkte die Thür leise auf: die Mutter war's, die es noch einmal zu dem Erstgebornen hingedrängt. Lang saß sie noch an seinem Lager und wiegte den großen Schlingel an der Brust, schier als wenn er das Nesthäkchen sei. Eine stürmische Thränenfluth brach noch aus bei ihr, der Reservemann spürte an dem heftigen Schlag des Mutterherzens, daß sie noch einmal all die bittere Sorge, als das herbe Leid in der Erinnerung durchkämpfen mußte, welche sie um den Sohn ausgestanden, da er im Felde stand und mit der bösen Wunde aufs Krankenlager geschlagen war.

Kaum war ihr leiser Tritt verhallt, da pochte es noch einmal an der Thür und das Passauer Kopftüchel schaute herein: „Sie, junger Herr, was darf i denn morgen herrichten zu Mittag?“ „S' schmeckt mir eigentlich Alles, wenn's nur doppelte Portionen sind.“

„Ach gehn's junger Herr!“ klang es beleidigt und vorwurfsvoll zurück. Und der Reservemann, weil ihm just nichts anderes einfiel, bestellte wohl oder übel einen Schlegelbraten.

Mittwoch, den 26. Oktober 1870.

Das trauliche Studirstübchen hatte der Reservemann in festlichem Schmucke prangend wieder getroffen. Ein jedes der Familienglieder, der Freunde des Hauses hat sein Scherflein beigetragen, dem Heimgekehrten eine Aufmerksamkeit zu erweisen. Frauenhände haben allerlei praktische und unpraktische Stickereien gestiftet, am Ofen ladet ein neuer Lehnstuhl zu behaglicher Ruhe ein, am Fenster ragen Zierpflanzen mit ihren saftiggrünen Blättern, allerlei neues Rauchgeräth haben Heinzelmännchen herbeigeschleppt, und vom Bücherbord des Schreibtisches grinst ein alter Bekannter herunter, dessen Glatze das flotte Cerevis, ein Ueberbleibsel aus fideler Studienzeit, bedeckt: ein Todtenschädel, der in mancher stillen Nachtstunde beim Studiren treulich Gesellschaft geleistet und gegen den ordnungsliebenden Vorwitz der weiblichen Bedienung mit seinen leeren Augenhöhlen ein wachsamer Hüter des Schreibpultes gewesen.

Der Hausfreund stelzte herein: „Also, wenn Sie Lust haben, Junior, so kommen Sie flugs an die Arbeit; um elf Uhr muß der Bote zur Post."

Im Zimmer des Sonderlings sah es wunderlich aus — einen vollständigen Kramladen hatte er etablirt von Wäsche und Wollwaaren, wie sie die Soldaten draußen beim herannahenden Winterfeldzug wohl brauchen konnten. Ganze Berge von Zeitungen, Tabakspacketen und

Cigarrenkisten, Batterien von Döschen mit Fleischextract, andere Conserven und Gewürzen gefüllt; an den Wänden Karten aufgenagelt, auf welchen die Stellungen der Truppen durch bunte Fähnchen an Stecknadeln getreulich nach den neuesten Depeschen markirt waren. „Das sind Sie“, sagte er zum Reservemann, nahm ein kleines schwarzweißes Fähnchen vom Niederrhein weg und steckte es auf den Heimatsort. Der Brave hatte sich zum Privatfeldpostmeister aufgeschwungen und versorgte mit gewissenhafter Treue die sechzig Angehörigen der Akademie, welche im Felde standen. Da wurden kunstreiche Packete aus Zeitungen zusammen gekleistert, die innen allerlei Contrebande, als Chocolade, Tabak, oder einen Strumpf — der andere folgte bei der nächsten Sendung — bargen; ein paar Zeilen in seinem originellen, kurzangebundenen Styl dazugeschrieben, dann alles sorgfältig nach dem Feldpostreglement adressirt. Auch der Absender kam jedesmal nach Vorschrift drauf — doch figurirten allerlei seltsame Namen, die ganze Reihe der Bekannten mußte herhalten; dem Reservemann fiel's wie Schuppen von den Augen, er hatte im Feld draußen sich oft gewundert, wie Einer oder Anderer von ganz gleichgültigen Bekannten dazu käme, ihn mit allerlei äußerst angenehmen Kleinigkeiten zu bedenken. „Wozu die fremden Namen?“ fragte er neugierig.

„Weil die Feldpost nur eine ganz beschränkte Anzahl von Kreuzbandsendungen von demselben Aufgeber an denselben Adressaten annimmt“, antwortete der Pfiffikus; „drum macht man den Feldpostschweden auf die Weise

ein X für ein U und die Gewißheit ist da, daß doch wenigstens eins oder andre Stück in die richtige Hand gelangt; immer praktisch, praktisch, Junior!“

Und der Hausfreund packte, wog und kleisterte eifrig; geborner Engländer, hatte er auch wirklich allerlei Seltsamkeiten eines spleenbehafteten Briten an sich; die lange, trockne Figur war wie aus lauter hölzernen, steifen Stücken zusammengesetzt; seine ungeschickten Bewegungen aber ließen sich an, als sei Alles verkehrt aneinander geschraubt, die Hände an den Armen, die Beine an den Hüften, ja sogar die einzelnen Finger beim Zusammenstellen verwechselt.

Ein Jahr mochte es her sein, da kam die wunderliche Gestalt, mit wasserdichten Patentstoffen behangen, ein Stück Cavendish im Munde wälzend, den Fußpfad des Berges herauf und fragte nach dem Papa, stellte sich als alten Schüler vor, der seit Jahren weit und breit die Welt befahren, ohne ein Plätzchen gefunden zu haben, das ihm zum Weilen behaglich genug geschienen. Er bat um Quartier für eine Nacht, versicherte der Mama verbindlich, daß ihr Thee entsetzlich dünn, ja ungenießbar sei, sagte der Schwester in galantem Ton, daß ihr Klimpern auf dem Klaviere nicht blos ihr selber, sondern auch andern Leuten die Nerven ruinire, und maß, als er in das Gastzimmer geführt wurde, kopfschüttelnd mit ausgestreckten Armen die Länge des Bettes. „Schauderhaft! In ganz Deutschland kein einziges vernünftiges Bett zu finden.“

Aber er legte sich doch hinein, wußte trotz seines schnurrig-groben Wesens den andern Tag sich überall beliebt und nützlich zu machen, blieb auf herzliche Einladung einen zweiten, einen dritten Tag, „obwol das gegen seine Grundsätze sei“, endlich ein Vierteljahr, ein halbes Jahr. Und vollends, als der Krieg ausbrach, hatte er Arbeit die Hülle und Fülle gefunden; der Privatfeldpostmeister war, wie manch anderes nothwendige Uebel, ein unentbehrliches Inventarienstück des Haushaltes geworden.

Nur mit der — Tante konnte er nie und nimmer auf einen guten Fuß kommen; tagtäglich sah sie sich durch seine Rücksichtslosigkeit gegen jeden Familienangehörigen in ihren heiligsten Gefühlen, durch seine allzeit bereite Dienstfertigkeit gegen Jedermann in ihren heiligsten Rechten bitter gekränkt.

Montag, den 31. Oktober 1870.

Den Reservemann treibt's heut in froher Erregung umher; die Mama hat Mittags mit wichtiger Miene gesagt: „Du — heut kommt Besuch; rath einmal, wer?"

Er macht ein gleichgültiges Gesicht dazu, aber das Herz klopft doch etwas. Zum Abholen auf den Bahnhof mitzufahren, ward ihm wegen des rauhen Windes verboten.

Und sie kam; auf dem schwarzen, kleidsamen Hütchen nickten die Federn, da sie leichtfüßig aus dem Wagen sprang; Arm in Arm mit des Reservemannes Schwesterlein eilte sie die Stiege hinauf; droben stand der lederne Unteroffizier und machte ein steifes Kompliment — ihm war nicht nach der alten Neckerei zu Muth, er wußte eigentlich gar nicht, was er thun und sagen sollte, und sein Wesen blieb, wie der Waffenrock, eng zugeknöpft.

Und das böse Mädel sagte auch nichts, gar nichts; ein manierliches Frauenzimmer kann doch fragen, wie es mit der Wunde geht, muß ein bischen bedauern und — den Kriegshelden bewundern. „Sie ist doch recht kindisch und ungezogen", denkt der Reservemann, „aber dabei so lieb, so lieb", und er schaut mit Freuden auf das liebliche, von den blonden Haaren beschattete Profil, wie sie niederknieend mit dem kleinen Schwesterlein in dessen Puppenküche herumhantirt.

Wie der Reservemann über die Seiten des Buches hinüberspäht zu ihr, merkt er, daß sie das Köpfchen ein wenig wendet und flüchtig hinschaut nach ihm. Geschwind löst er einen Knopf vorn im Rock, legt das Buch bei Seite, zieht sich einen Kinderstuhl an die Puppenküche heran und setzt sich drauf: „Wenn die Damen erlauben?"

„Geh, du garstiger Preußensoldat", sagt das Schwesterlein schnippisch; „du neckst uns doch nur und räumst Alles durcheinander; wir müssen jetzt für die Puppen kochen."

„Ihr werdet einen armen, schwachen Invaliden doch nicht von Eurer Schwelle jagen? Bitte, legen Sie ein Wort für mich ein bei der strengen Hausfrau, liebes Fräulein!"

Ein Wölkchen mädchenhaften Trotzes lagert sich um den kleinen Mund; „was fällt ihm ein, mich ‚lieb' zu nennen?" liest der Reservemann ganz deutlich heraus; aber er ist kugelfest und läßt sich nicht abschrecken. Nach und nach hat er sie doch zum Plaudern gebracht, bedankt sich für den Gruß ins Lazareth und frägt, ob er ihr als Entgelt ein paar Haideblumen vom Schlachtfeld bieten dürfe; sie nimmt das Sträußchen, das er bis dahin aufbewahrt, mit leisem Danke an — den Reservemann durchrieselt es sonderbar, wie ihre Hand dabei einen Moment an der seinen lehnt.

Und er bemüht sich, recht brav und manierlich zu sein; das sonst so spröde Kind ist ganz zutraulich geworden, hat ihn ein Paarmal sogar ganz dreist ange-

schaut und nimmt lustig den Vorschlag der Freundin auf, sich einmal in des Bruders Uniformen zu stecken und vor der kleinen Theegesellschaft als Amazonen zu paradiren. Er muß die Mädchen in sein Zimmer führen, hilft ihnen, wie sie in die Waffenröcke schlüpfen und darf sogar das volle blonde Haar mit eigner Hand unter der keck aufs rechte Ohr geschobenen Feldmütze ordnen. Dann schwärzt er den Korken am Licht, malt der Schwester einen tüchtigen, martialischen Schnurrbart und der Freundin ein zierliches, kleines Fähnrichsbärtchen. Wie die schlanke, ebenmäßige Gestalt vor ihm stand, deren Schultern und Büste der Waffenrock wie angegossen umschmiegte, und sie den Mund ängstlich zugedrückt, damit der Bart auch regelrecht applicirt werde und nichts von der schwarzen Kohle auf die rothen Lippen käme, da hätte der Reservemann ums Leben gern das spitze Mäulchen geküßt und den schmucken Fähnrich kameradschaftlich an die Brust gedrückt. —

„Aber bist Du denn noch nicht fertig?“ frug die ungeduldige Schwester vor dem Spiegel.

„Gleich, gleich!“ Und die modernen Amazonen sprangen davon.

Der Reservemann blieb noch eine Weile in seinem Zimmer und machte sich mit einem Rosaschleifchen zu schaffen, das aus dem Blondhaar genommen war, damit es von der Feldmütze nicht zerdrückt werde.

Sonntag, den 20. November 1870.

Nach den ausführlichen Zeitungsberichten des Privatfeldpostmeisters hat sich der Eisengürtel der Belagerungsarmee um die feindliche Hauptstadt mehr und mehr geschlossen; Kämpfe im Süden und Norden kommen dazu, das Land macht die verzweifeltsten Anstrengungen, der Invasion, die es in thörichtem Uebermuth doch selbst hereingerufen, sich zu erwehren; das wird noch lang kein Ende geben.

Der Reservemann fühlt sich wieder kräftig und gesund; die eine Narbe am Ohr näßt zwar noch ein wenig, aber das wird sich bald geben. Es zieht ihn mit unwiderstehlicher Macht wieder hinaus zu den Kameraden, die im Süden stehn. Sowie er einmal davon bei Tisch halb im Scherz zu sprechen anfängt, geräth der weibliche Theil der Hausbewohner in thränenreichen Aufruhr; aber er spinnt mit dem Hausfreund ein stilles Komplott an, in dessen Zimmer wird mit sorgsamer Berücksichtigung aller praktischen Erfahrungen ein Feldgepäck hergestellt, das in compendiöser Form allerlei enthält, das nach Zumptscher Regel:

„Nöthig, nützlich, angenehm.“

Dann spricht der Reservemann mit dem Papa ein ernstvertrauliches Wort. „Der jüngere Bruder träte zwar jetzt ein für dich“ — seit sechs Wochen wird der vielbefahrene Kaufmann nämlich als Rekrut gedrillt —

„aber wenn du keine ernstlichen Bedenken wegen deiner Narben mehr hast, bin ich der letzte, der dem kategorischen Imperativ in deiner Brust ein Veto entgegensetzen will.“ Und die Männer liegen einander herzlich und treu in den Armen — der Hausfreund, der dabei steht, fängt den Pariser Einzugsmarsch zu pfeifen an. „Unpraktisch, diese Deutschen, aber doch tüchtige Kerls“ brummt er vor sich hin. Dann geht er in sein Zimmer und beginnt Feldpostpackete mit des Reservemannes Adresse zu kleistern; „vierzehn Tage bis drei Wochen werden sie immerhin brauchen bis in den Süden hinunter — und Junior muß bei seiner Ankunft gleich das Nöthige vorfinden.“

Der zweite Abschied war schier schmerzlicher als der erste — aber die ernste, mannliche Haltung des Vaters übt auch auf Mutter und Geschwister wohlthätige Wirkung aus, und der Reservemann sagt tröstend zur Mama beim Abschiedskuß, indem er auf seine Narben weist:

„Laß nur gut sein — Unkraut steht auch in Gottes Hand!“

Mittwoch, den 23. November 1870.

Da sitzt der Reservemann wieder in seiner Garnison, geht alle Tage einmal zu Appell und verfaulenzt die übrige Zeit nach Herzenslust, bis wieder ein Transport abgehen wird nach Frankreich, dem er sich anschließen kann. Er hat sein reizloses Quartier in der Kaserne aufgeschlagen; einer der ersten Ausgänge in die Stadt gilt dem alten Quartierwirth, dem würdigen ‚Sekretar‘, wie der landesübliche Titel lautet, und dessen freundlicher Haushälterin.

Mit höchlichem Erstaunen empfängt ihn der alte Herr, der nach unvollkommnen Nachrichten über seine Verwundung ihn kaum mehr über der Erde geglaubt; die ausgestopften Vögel in den steifen, glänzenden Glaskasten an der Wand glotzen mit ihren gläsernen Augen und der Engel auf dem Zifferblatt der altmodischen Roccocouhr hämmert lustig die Stunde auf seinem Ambos ab, grad wie vor vier Monaten.

Der alte Herr hat ein blankes Fläschlein Rüdesheimer herbeigeholt und entkorkt und kann nicht genug erfahren aus den bösen und guten Tagen, die sein Gast inzwischen durchgemacht. Da tritt die Haushälterin in die Thür mit einem kleinen fünfjährigen Mädchen an der Hand.

„Siehst du, Emma, da ist dein Soldat, wieder frisch und gesund!“

„Ah, meine kleine Freundin“, rief der Reservemann, sprang auf und setzte die Kleine zwischen sich und den alten Herrn auf das Sopha.

Das Kind äußerte in sinnig-ernster Weise, die gar nichts Unnatürliches und Altkluges an sich hatte, seine Freude, ihn wieder zu sehen. Es hatte seine Eltern kaum gekannt; entfernte Verwandte, die im Hause wohnten, hatten die kleine Doppelwaise zu sich genommen, und dem Reservemann war bei seiner ersten flüchtigen Anwesenheit das hübsche Kind aufgefallen mit den großen, ernsthaften Augen: als es zum Abmarsch ging, stand die Kleine zufällig an der Treppe. „Behüt dich Gott, Emmchen,“ hatte er flüchtig, aber herzlich zu ihr gesagt, als sie ihm ihr Pätschchen bot. „Wirst du auch für mich beten?“ „Jawol“ — hatte das Kind ganz ernsthaft geantwortet, und jetzt versicherte es auf die Anfrage, ob es auch sein Versprechen gehalten, wieder ganz ernsthaft: „Freilich, sonst hätten die Franzosen Dich ja todtgeschossen.“

Der Reservemann nahm das Kind gerührt in den Arm und küßte es auf das braune Haar. Die Haushälterin hat ihm nachher erzählt, daß die Kleine jeden Abend im Bettchen, wenn es die Hände fromm gefaltet zum Gebet für die Eltern im Himmel droben — so hatte sie's die Tante gelehrt — aus freiem Antrieb hinzugefügt: „Lieber Gott, beschütze auch meinen Soldaten.“ Und als sie gehört, daß ihr Soldat verwundet sei: „Lieber Gott, laß meinen Soldaten wieder gesund werden.“

Der Reservemann hatte die ganze Zeit kaum ein einzig Mal an die kleine Emma gedacht, bis er sie wieder sah. Und jetzt ergriff es ihn mit tiefer Rührung bei dem Gedanken, wie er unbewußt und ohne Verdienst das Werkzeug geworden, daß in dem verwaisten, unmündigen Kindesherzen ein Funke jener lohenden Bewegung gezündet, welche das ganze Volk in all seinen Gliedern durchfluthet, und daß das fromme Kind, welches vater- und mutterlos, auf die Güte halbfremder Menschen angewiesen, allein stand in der Welt, auch sein Theil gehabt an der großen, gemeinsamen Arbeit durch sein täglich Gebet für den Soldaten; und auch sein Theil an dem vollen, reichen Lohn durch die sichtbare Erfüllung des Gebetes.

Sonntag, den 27. November 1870.

„Heut ist ein schöner Tag“, dachte der Reservemann und ließ sich Urlaub geben zu einem Ausflug über Land — er wollte doch auch etwas von der Umgegend kennen lernen.

Es war ein schöner Novembertag mit dem herbstlichen Ernst, der trotz mildem Sonnenschein durch die mälig sich entblätternden Baumwipfel weht und auf den kahlen Feldern lagert, die längst von der heurigen Ernte entlastet sind und vom Pfluge des betriebsamen Landmannes in hohe Kämme aufgefurcht werden, damit der Frost, auch ein trefflicher, gründlicher Ackersmann, Winters seine volle Kraft am Acker üben könne.

Das Ziel, das er sich für die Wanderung nach der Eisenbahnfahrt gesteckt, ragt hoch oben auf waldiger Bergkuppe, weithin nach allen Richtungen ins Land hinein sichtbar: ein sonderbarer Bau, von einer Pyramide gekrönt, oben ein gewaltiger Herkules auf die Keule gestützt. Es ist noch ein tüchtiger Weg — zwei gute Stunden; nach jeden tausend Schritt, die zurückgelegt sind, wächst der Herkules um ein Erkleckliches, bis endlich der gigantische Bau himmelhoch emporragt.

Der wildromantische Park ist schön, das ist wahr; der Herbstwind rauscht wundersam in dem Geäst der uralten, bemoosten Tannen und Föhren, mühselig ist der glatte Waldweg den Berg hinauf. Alle Augenblick

thut sich eine neue, überraschende Fernsicht auf, oder ein wunderliches Bauwerk wird sichtbar, das einst den riesigen Wasserkünsten gedient, welche die Grillen eines absoluten Kleinmonarchen geschaffen.

So großartig hatte sich der Reservemann das Ganze nicht vorgestellt, aber rechte Freude und rechten Genuß konnte er an den Riesenwerken nicht empfinden. Sie standen nicht in ebenmäßigem Verhältniß zu dem Fundament, auf das sie gebaut waren. Wie schwer mußte der eiserne Druck auf den Bewohnern des kleinen Ländchens gelastet haben, dessen eigenwillige Fürsten buchstäblich das Blut ihrer Unterthanen verpraßt, sie tausendweise als Kanonenfutter in fremden Dienst verkauft hatten, um von dem Judaslohne ihren Lüsten zu fröhnen, ein unsittlich-verschwenderisches Leben zu führen und nutzlose Bauwerke herzustellen, deren Steine jetzt reden und predigen wider die grauenhafte Verkommenheit ihrer Erbauer!

Der Sinn des Volkes war kernig, tüchtig und echt deutsch; das hatte der Reservemann nicht blos an den Kameraden im Feld, sondern auch an dem betriebsamen Fleiß der Bewohner daheim erfahren. Eins war ihm bisher am Charakter des Volks ein Räthsel, das er nicht zu lösen wußte: daß der zahlreichere und bessere Theil der Bevölkerung so wenig Anhänglichkeit und Theilnahme bei der Entthronung des angestammten Fürstenhauses gezeigt. Hier, in diesem Park, verstand er den Haß und die Erbitterung, welche von Generation zu Generation sich gegen die Regenten vererbt, die in

so sinnloser, frevelhafter Weise das Mark ihres Volkes verpraßt hatten.

Wie die Saat, so die Ernte.

Ja, wie die Saat, so die Ernte. Da biegt ein Mann ein auf der Windung des kiesbestreuten Weges, der auch nur geerntet, was er gesät. Die kleine, trotz des Embonpoint schlottrige Gestalt in unscheinbarem Anzug schlurfte gebeugten Hauptes am Arm eines stattlicheren Mannes in theatralischer Uniform daher und faßte mit müder Handbewegung an den Hut, da vorübergehende Gaffer ihn grüßten. Der unfreiwillige Gast, der, von seiner stolzen Höhe hinabgeschmettert in diesen Mauern weilt, war leicht erkennbar an dem historischen fuchsig blonden Knebelbart im welken Antlitz.

In der Erscheinung nichts von dem stolzen Adel eines überwundenen Heros, der selbst dem siegreichen Feinde Hochachtung und Bewunderung einflößt; auch jedes Mitleid um den unglücklichen Abenteurer drängte sich zurück, der für seine ehrgeizigen Pläne Sinn und Moral eines freilich leichtherzigen, aber immerhin großen, herrlich angelegten Volkes systematisch vergiftet hatte, und dabei, jedenfalls mit Bewußtsein, Vabanque gespielt, nicht nur für sich, sondern für die moralische und politische Machtstellung seiner ganzen Nation.

Dienstag, den 29. November 1870.

Auf dem Kasernenhof ist ein Häuflein Soldaten angetreten, der Kopfzahl nach ungefähr eine reichliche Compagnie; alte Leute, die von ihren Wunden genesen, und Rekruten bunt durcheinander in der Front. Der Landwehroffizier, welcher den Ersatz nach Frankreich hinein zum Regiment bringen soll — im bürgerlichen Leben wird er ‚Herr Kreisrichter‘ genannt — ist gewaltig stolz, einem so stattlichen Fähnlein vorzustehn, denn bisher hat er höchstens seinen Zug in Friedensstärke kommandirt. Er kräht: „Stillgestanden! Richt Euch! Augen—links!“ Denn der Oberstlieutenant, ein biedrer alter Herr, schon seit langen Jahren verabschiedet und dem activen Dienst entfremdet, stapft auf den gebrechlichen Beinen daher, um den Trupp vor dem Abmarsch zu inspiciren. Er trägt das eiserne Kreuz — das heißt von anno dreizehn; damals mag das heut kümmerliche Männlein, dessen befranzte Epauletten auf den magern Schultern hin und her rutschten beim Gehen, ein junger schneidiger Offizier gewesen sein; drum steht der Trupp in straffer Haltung da, nicht blos aus Respect vor dem militärischen Rang des Vorgesetzten, sondern auch aus Ehrfurcht vor dem gebrechlichen Greis, der heute noch mitthut, soweit es seinen Kräften möglich ist, wenn auch nur als Kommandeur des Ersatzbataillons.

Der Landwehrlieutenant hat kein besonders gutes Kommando; aber auf sein ‚Gewehrüber‘ sausen die Flinten mit einem Ruck in die linke Schulter hinein, als wär es auf Königsparade; das alte Soldatenherz des Oberstlieutenants hat seine rechte Freude dran. Die Sectionen schwenken ab und marschiren stramm an ihm vorbei; der alte Herr streckt sich vor Stolz, daß die Epauletten nach hinten zu fallen, faßt an die Mütze und winkt dann noch freundlich mit der Hand.

Der Reservemann schließt bei der letzten Section. Rechts in der Patrontasche die Munition, in der linken eine Taschenausgabe des Faust und ein Paar hochfeine Cigarren — beides des Hausfreundes letztes Angebinde — so zieht er frohen Muthes zum zweiten Mal ins Feld.

Was er noch fernerhin erlebt, die Fährnisse des Winterfeldzuges, die Freuden und Leiden der Occupation, endlich die glückliche Heimkehr, das theilt er vielleicht später mit, falls der freundliche Leser an dem Bisherigen etwas Gefallen gefunden.

Druck von G. P. J. Bieling (G. Dietz) in Nürnberg.